

LOTHAR PENNERS

50 JAHRE ANBETUNGSKIRCHE BERG SCHÖNSTATT

MIT MARIA – DURCH CHRISTUS – IM HEILIGEN GEIST ZUM VATER



Zur Person: Lothar Penners, geb. 1942, Schönstatt-Pater, em. Professor für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, 2003-2015 Leiter der deutschen Schönstatt-Bewegung, jetzt Seelsorger am Schönstatt-Zentrum Liebfrauenhöhe.

Als die "Anbetungskirche" (AK) auf Berg Schönstatt vom damaligen Trierer Ortsbischof Dr. B. Stein am 09. Juni 1968 konsekriert wurde, ahnte niemand, dass sie wenige Monate später zum Sterbe- und Beisetzungsort für den Gründer der Bewegung, P. J. Kentenich, werden sollte.

Vielmehr ging die Errichtung des Gotteshauses zunächst auf ein Versprechen der Schönstatt-Bewegung während des Krieges zurück, ein Dankesmal zu errichten, sollten Ur-Heiligtum und Ursprungsort der Bewegung unzerstört bleiben. Mit diesem Anliegen verband sich sodann das Vorhaben, der „Ewigen Anbetung“, vornehmlich garantiert durch den kontemplativen Zweig der Schönstätter Marienschwestern, einen weithin sichtbaren Ausdruck zu geben. Alle Bestrebungen der Schönstatt-Bewegung sollten einmünden in eine große Dank- und Lobpreisbewegung gegenüber dem unendlichen Gott, der sich gerade auch in der Gründungszeit Schönstatts offenbart habe im Geheimnis seines dreifaltigen Lebens: das Ursprungs-Bündnis mit Maria vom 18. Oktober 1914 habe in den gesamten Universalismus der Höhe, Tiefe, Weite und Breite der christlichen Glaubenswelt geführt.

Die Schönstatt-Geschichte mit ihren zentralen „Meilensteinen“ - letztlich nichts anderes als eine prozesshafte Einführung in das Geheimnis des Christentums, ein geistlicher Weg vom „Tal“ des Alltagslebens auf den „Berg“ einer wachsenden, erlebten Gottesnähe, um – wiederum: letztlich – die gegenwärtige Welt als bleibende Schöpfung Gottes in eine „Landschaft der Anbetung“ (R. Schwarz) zu verwandeln.

Durch die Beisetzung Pater Kantenichs am 20. September 1968 wurde diese programmatische Bestimmung der Kirche in gewisser Weise sowohl überlagert, als auch unterstrichen.

Überlagert zunächst deswegen, weil die vielen Menschen aus dem In- und Ausland, welche auf ihrer Wallfahrt nach Schönstatt nicht zuletzt die so genannte „Gründerkapelle“ aufsuchten, naheliegender Weise zunächst dem Menschen, Gründer und - je nach Überzeugung - Heiligen J. Kantenich begegnen wollten, seinem Lebensweg, Schicksal und weltweiten Wirksamkeit. Bei nicht wenigen auch in dem Anliegen, Pater Kantenich ihre Anliegen anzuvertrauen oder von einem seiner Worte Antwort auf eine Lebensfrage zu erwarten.

Sinnggebung und Gestalt der Anbetungskirche traten dabei zunächst zurück. Ich denke: auch im Bewusstsein der Schönstatt-Bewegung, welche durch den Tod des Gründers ohne seine unmittelbare Steuerung ihren Weg suchen musste - im Kontext einer in wachsendem Maße unübersichtlichen Welt. Auch im religiösen (Gemeinschafts-)Leben überlagert nicht selten das „konkret Greifbare“ das „wesenhaft Letzte“, um ein geflügeltes Wort J. Kantenichs anzuführen. Die programmatische Bedeutung der Kirche erhielt und erhält aber auch durch die Beisetzung des Gründers eine Unterstreichung in dem Maße, als mit wachsendem Abstand die Gesamtgestalt des zurückgelegten Glaubensweges der Gründungsgeschichte Schönstatts, ihr Ideen-, Lebens- und Gnadenreichtum, in Erscheinung trat und weiterhin zunehmend aufleuchtet Nicht zuletzt auch auf dem Hintergrund der säkularen Herausforderung des Religiös-Christlichen und des spirituell-kirchlichen Pluralismus..

Die „Anbetungskirche“ auf Berg Schönstatt - Impressionen und Konklusionen

Der fünfzigste Jahrtag der Konsekration lädt deswegen in spezieller Weise ein, ursprüngliche Bestimmung, wahrnehmbare Gestalt und erweiterte „Funktion“ der Anbetungskirche in den Blick zu nehmen. Und diese Trias dürfte sich in dem Masse erschließen, als man sich ihr nähert in der Voreinstellung, dass es sich – in einer gewissen Analogie zum Ur-Heiligtum – um ein Gebilde handeln dürfte, über dem etwas wie eine gewisse geschichtlich-providentielle Prädestination waltet. P. Kantenich selbst sprach während ihrer Bauzeit durchweg von ihr als einem „werdenden Heiligtum(e)“. Offensichtlich erwartete er von der AK mehr als einen brauchbaren oder liturgisch einigermaßen würdigen Gottesdienstraum, sondern eine Art Krönung oder Krone seiner marianisch-trinitarischen Spiritualität. Damit soll ihre ästhetische Gestalt keineswegs kanonisiert werden. Natürlich gibt es Momente geschichtlicher Kontingenz sowohl hinsichtlich der getroffenen Wahl des Münchener Architekten Alexander von Branca wie auch der Gestaltwerdung im Ganzen wie im Einzelnen. Unverkennbar atmet die Gesamtgestalt etwas von der architektonischen Gangart der sechziger Jahre im Lebenswerk von Brancas wie auch der Zeit. Ebenso mag es angehen, darauf hinzuweisen, dass der Baumeister von der Anbringung des Kreuzes als Lebensbaum an der Stirnwand der Kirche alles andere als angetan war

...usw. Dennoch geht von der AK eine permanente Prägung aus auf die internationale Schönstatt-Bewegung, von der Mitprägung von Stadt und Landschaft der Umgebung abgesehen.

Dies und anderes mag einschließen, anlässlich des Jubiläums gerade auch „verkostend“ bei dem zu verweilen, was die „Geschichte“ als Gesamtgestalt werden und als zweiten spirituellen Schwerpunkt am Ort Schönstatt in Erscheinung treten ließ. Von der Verknüpfung des „Heiligtums“ mit der Person P. Kentenichs war schon die Rede.

Persönlich frage ich mich gelegentlich, ob die Sinnggebung des Bauwerks bereits genügend tief rezipiert wurde. Von J. Monet, dem französischen Impressionisten, ist bekannt, dass er die Kathedrale von Reims eine Zeitlang seines Lebens immer wieder - je nach Tages- und Jahreszeit – gemalt hat, um ihre Aussage zu verstehen und aufzuschließen.

Wer die AK ebenso umkreist wie der Psalmist die hl. Stadt, stößt darauf, dass ihr sofort in die Augen springender Burg-Charakter (ohne allen romantisierenden Beigeschmack!) sich auf recht unterschiedliche Weise ausfaltet: zum südlichen Abhang hin als schroffe, abweisende und abwehrende Wand - die Einsiedeleien der Schwestern zu Füßen, wohingegen ihre nach Osten hin und dem Pilger zugewandte Seite zusammen mit Haus und Kapelle der Anbetungsschwestern einen bergenden Raum entstehen lässt, welcher die Ankommenden im Kleinen aufnimmt, wie der Petersplatz die Weltkirche im Großen. (Solche Raum-Botschaften gelingen keinem Durchschnitts-Architekten!).

Blicke ein Blick auf die Innengestaltung: die trinitarische Mitte der hl. Stadt; das unübersehbare Vater-Symbol als Ziel aller Glaubenswege („videntem videre – den Schauenden schauen“, d.h. IHM begegnen und von ihm erkannt sein); das geneigte Kreuz, das den Menschen einholt und zu retten vermag; die Geisttaube, Frieden und Einheit: Verheißung und Geschenk. Die Anbetungskirche auf Berg Schönstatt – schon ganz eingeholter Besitz und wirksame Botschaft?

JOSEF FREITAG

ÖKUMENISCHE SUCHBEWEGUNGEN – WAS HABEN WIR GELERNT UND WELCHE ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN ERÖFFNEN SICH?¹



Zur Person: Josef Freitag, geb. 1950, emeritierter Professor für Dogmatik an der Universität Erfurt, ist Spiritual am Studienseminar St. Lambert in Lantershofen.

Reformation: Ereignis und Bewegung

500 Jahre Reformation! Die Reformation ist nicht nur ein Ereignis vor 500 Jahren und die damalige Zeit. Sie entwickelte sich zu einem welthistorischen, die Welt verändernden Geschehen. So muss unser Reformationsgedenken ein Missverständnis überwinden. Die Reformation ist kein nur vergangenes oder früheres oder abgeschlossenes Ereignis, an das wir uns zur runden Zahl erinnern lassen. Die Wirklichkeit der Reformation ist eine andere: Sie war von Anfang an eine *Bewegung*, eine reformatorische Bewegung. Diese Bewegung geht je weiter. Insofern bleibt sie aktuell und wirksam. Die Bewegung wird nicht nur von Luther und den frühen Reformatoren geformt, sie geht vielmehr durch die Generationen weiter. Eine der wichtigsten weiteren Wirkungen und Aus-Gestaltungen der Reformation sind die Pietisten (ihrerseits eine bis heute lebendige Bewegung), die auch heute die evangelischen Kirchen mit prägen. In Württemberg ist das sehr spürbar. Ohne die Pietisten sähe auch die deutsche Geistesgeschichte anders aus. Ich verweise nur auf die Franckeschen Stiftungen in Halle und auf Schleiermacher, der bei Pietisten, genauer bei den Herrnhutern, zur Schule gegangen ist. Wenn Sie auf die gegenwärtige Situation der Christenheit schauen, sind die einzigen, spürbar über die Geburtenrate hinaus wachsenden Kirchen die Pfingstler und eventuell die Kirchen der

¹ Josef Freitag hielt diesen Vortrag beim Studientag des Josef-Kentenich-Instituts im Priesterhaus Berg Moriah am 25. März 2017. Der Studientag stand unter dem Thema „500 Jahre Reformation – Lernprozesse für eine zerrissene Welt“. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

Evangelischen Allianz. Beide sind weitere Früchte der Reformation als weitergehendes Geschehen.

Verabschieden Sie die Illusion, die Reformation sei bloß historisch oder vorbei! Sie ist sehr lebendig. Sie ist mitten unter uns (ich denke hier weniger an die Feiern 2017 als die inneren reformatorischen Kräfte, Kulturen und Denkformen). Wir haben es hier mit einer Bewegung zu tun. Ich halte das auch für die ökumenische Orientierung für ungeheuer wichtig, sich diese Wirklichkeit klar zu machen.

Katholisch und Evangelisch: Gegenüber und Gegenseitigkeit

Das Zweite: Das Verhältnis, das Miteinander der Katholischen Kirche und der Evangelischen Kirchen ist eigentlich eine Gegenseitigkeit. Als Nebeneinander oder Verhältnis von sich gegenseitig Äußerlichen, die miteinander verhandeln wie Deutschland und Frankreich, ist es viel zu kurz gedacht. Die gegenseitige Verschränkung geht viel tiefer. Wenn die Ökumenische Begegnung möglich ist, dann deswegen, weil es gemeinsame Fundamente und deswegen von vorneherein grundlegende gemeinsame und gegenseitige Einverständnisse und dann in der Unterschiedenheit eine Gegenseitigkeit gibt. In dieser Gegenseitigkeit beeinflusst einer den anderen. Die katholische Kirche ist kein in sich geschlossener Organismus. Die evangelische Kirche ist das auch nicht. Katholischerseits kann man das ganz einfach klar machen. Wenn die Katholische Kirche eine geschlossene Gesellschaft oder eine geschlossene Veranstaltung wäre, wäre sie nicht mehr katholisch. Sie ist als solche für und auf alle Menschen offen, gerade auf die anderen hin, deswegen offen für die nächsten Anderen hin: die anderen Christen, bei uns insbesondere auf evangelische Christen hin.² Insofern ist die evangelische Kirche nicht nur einfach eine Abspaltung von der katholischen Kirche, wie man denken könnte. Reformation war nicht nur Bruch der Kircheneinheit. Vielmehr hat die katholische Kirche auf das Zerschneiden der Einheit reagiert und blieb dadurch nicht einfach so, wie sie bis dahin war. Die katholische Kirche hat im Einzelnen schon vorher, offiziell als Kirche mit dem Konzil von Trient reagiert. Diese Reaktion wurde so nachhaltig, dass wir seitdem von einer tridentinischen Kirche bzw. Epoche reden, die mindestens 400 Jahre dauerte, mit großen Veränderungen durch die napoleonischen Umwälzungen und dem Ersten und durch den Zweiten Weltkrieg hin bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (und die einige zurücksehnen bzw. sogar um den Preis des Schismas festhalten oder in Einheit mit dem Papst im Außerordentlichen Ritus zementieren

² Näher noch würden einige mit einigem Recht die Orthodoxen Kirchen sehen. Das stimmt vor allem für die Kirchenstruktur, abgesehen vom Papst. Es stimmt auch für das Glaubensbekenntnis, das Katholiken aber auch mit den evangelischen Christen teilen. Von der gemeinsamen Geschichte (zumindest 1500 Jahre lang) und kulturell gehören evangelische Christen zur lateinischen Christenheit (Westen!); darin stehen sie uns näher als die Orthodoxen.

wollen, ohne zu sagen, welche tridentinische Kirche sie meinen). Das heißt doch: Wie und wozu sich die katholische Kirche in der Neuzeit entwickelt und bestimmt hat, ist ohne ihre Reaktion auf die evangelische Kirche überhaupt nicht zu verstehen. Sie ist diese katholische Kirche nicht einfach in sich.

Ich mache ihnen dafür einen Vergleich, damit das vorstellbar wird. Die Bundesrepublik Deutschland, die Sie alle erlebt haben und in der die Allermeisten von ihnen geboren sein dürften, die alte Bundesrepublik vor 1989, mit der D-Mark, dem Wirtschaftswunder und dem für sie berühmten Alleinvertretungsanspruch, ist als solche nicht zu verstehen, auch in ihrem Selbstverständnis und in ihrem Vollzug nicht, ohne ihr Pendant und Gegenüber, die sozialistische, kommunistische DDR. Dieses Muster lautete an den Stammtischen etwa so: „Wenn Dir das hier nicht passt, kannst du nach drüben gehen!“ Ich möchte Ihnen nur klar machen, wie grundlegend das Gegenüber, die Verschränkung und die Gegenseitigkeit der beiden (deutschen) Staaten bzw. der beiden (großen, konfessionellen) Kirchen war bzw. ist. Gerade in ihrer Trennung sind sie aufeinander bezogen.

Mit der Spaltung müssen wir uns zugleich diese gegenseitige Bezogenheit und Ausrichtung klar machen (innerreformatorisch ist der Antikatholizismus und Antipapalismus ein wesentliches Identitäts- und Zusammengehörigkeitsmerkmal – oder ist es gewesen). Von evangelischer wie katholischer Seite aus ist das Reformationsgedenken nie nur intern innerkonfessionell zu betreiben, sondern katholischerseits gilt auch: „nostra res agitur“. Wir sind als Katholiken Betroffene. Wenn wir 500 Jahre Reformation bedenken, dann bedenken wir unsere eigene Wirklichkeit: Wie wir reagiert haben, wie wir von unserer Reaktion (und insofern von Reformation und Reformatorischem) selbst mitbestimmt sind. Diese Reaktionen, Reaktionsmuster und Prägungen sitzen viel tiefer und unbewusster, als wir annehmen.

Neuer Horizont des Reformationsgedenkens: Mission, missionarisch Kirche sein

Es hat sich im 20. Jahrhundert für die katholische Kirche und alle Kirchen sehr viel geändert. Da ist die Ökumene neu entdeckt und langsam rezipiert worden, und zwar sehr konkret im Kontext der Mission, näherhin der Weltmission und deswegen im Horizont der Welt. Ökumene hat immer im Horizont der universalen Welt und der christlichen Sendung stattgefunden und hat von daher modernen, prägenden Anstoß erhalten, der von der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 ausging. Diese Konferenz haben Anglikaner mit anderen evangelischen Kirchen und Missionsbewegungen zusammen einberufen, weil sie weltweit verbreitet waren, und haben gesagt: Wir kommen nach Afrika. Afrika ist schön kolonial aufgeteilt. Wir verkünden dort das Evangelium. Die einen machen das nach anglikanischer, die zweiten lutherischer, die dritten reformierter Tradition. Die einen in der deutschen, die zweiten in der britischen, die dritten in der amerikanischen Variante. Was sollen denn die ar-

men Afrikaner überhaupt glauben? An dieser Stelle ist ein paar Leuten klar geworden: So kommen wir nicht weiter, getrennt oder gegeneinander hat es keinen Zweck. Zwar könnten wir auch die Welt unter uns Kirchen aufteilen. Vielleicht würde die Welt sogar christlich. Sie haben davon geträumt 1910: In einer Generation ist die ganze Welt christlich. Das schien auch verheißungsvoll, weil die Europäer, zusammen mit den Amerikanern, also die Christen, die Welt beherrschten. Aber wäre die Welt dann christlich – oder nur unter Christen, unter Konfessionen und Kirchen aufgeteilt, weiterhin eben un-christlich?

Warum sollte das nicht klappen mit den vielen Kirchen? Variatio delectat, diversity ist Trumpf! Wir kennen eigentlich diese Mentalität als Deutsche aus Erfahrung ganz gut. Da sind lauter evangelische Landeskirchen. Aber wie sind sie geeint, eine Kirche? Als Katholiken ist Ihnen im Blut: Landeskirchen reichen auf Dauer, im Endgültigen nicht. Wir brauchen *eine*, auch nicht nur viele national geeinte Kirchen, sondern international eine, eben eine einige und geeinte Kirche. Das haben erst einige, dann immer mehr evangelische Kirchenverantwortliche gemerkt. Wir brauchen eigentlich die eine Kirche. Das ist eigentlich die Geburtsstunde der Ökumene. Aus dem Punkt der konkreten Erfahrung: Wie bezeuge ich meinen Glauben? Was passiert, wenn die Adressaten, die anderen mir tatsächlich glauben? Welche Einheit und Gemeinschaft bilden wir? Wenn ich missionarisch Erfolg habe, wir viele werden, dann kann ich nicht bleiben, wie ich war, dann muss ich mich ändern, in eine größere, vielfältigere Gemeinschaft hineinwachsen. (Sie erleben das gerade auf anderer Ebene in der EU, wo die einzelnen „Nationalstaaten“ in eine neue Gemeinschaft und Einheit zusammenwachsen (müssen), wenn ihnen ihr Verbund nicht auseinanderfliegen soll, sich jeder auf sich konzentriert). Verstehen Sie von da aus, dass es Ökumene nie gibt ohne Bekehrung oder Lerneffekte (mit und von den anderen, Christ Gewordenen oder anderen Christen) und nicht ohne Selbstveränderung (die Notwendigkeit der Umkehr und Bekehrung der Katholiken selbst wird das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils, 1962-65, zu betonen nicht müde). Das Verhältnis der Kirchen zueinander ist endgültig in der sich globalisierenden, deswegen wachsenden und vielfältiger interdependenten Welt angekommen.

Rückblickende Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg

Ein weiterer, zweiter Horizont des Reformationsgedenkens und der Ökumene ist der Erste Weltkrieg (nicht nur, weil Luther als deutscher Nationalheld zu Propagandazwecken instrumentalisiert und missbraucht worden ist) mit einer entsetzlichen Erfahrung, die sich im Rückblick viel deutlicher zeigt. Er stellte die Selbstzerstörung Europas durch nationale, nationalstaatliche Interessen dar und damit die politische, endgültige Selbstzerstörung der politischen Christenheit. (Das sehen und erlebten Mitteleuropäer anders, deren Nationen politisch neu oder erstmals

überhaupt zum Zuge kamen: Polen, Tschechen, Slowaken, Letten, Esten, Finnen; anders die Ungarn mit dem Trauma von Trianon und die Jugo(Süd-)slawen).

Der Erste Weltkrieg ist die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts (mindestens für westlich orientierte Europäer). Das ist die säkulare Einsicht. Die stimmt. Die Europäer haben sich selber durch Zerstreiten (nicht nur in ihrer Macht, vielmehr in ihrer Kultur) zerstört. Das ist für Christen, gerade für Katholiken viel zu harmlos ausgedrückt. Im Ersten Weltkrieg haben Christen als Christen aufeinander geschossen. Katholiken haben als Katholiken aufeinander geschossen und haben sich von nationalistischen Ideen komplett verblenden lassen, ihr Christsein vergessen bzw. nationalistisch überlagern und unterdrücken lassen. Das war die Niederlage des christlichen Glaubens gegenüber nationalen Ideologien. Am deutlichsten gemerkt und gespürt hat das Papst Benedikt XV. Er ist daran buchstäblich zugrunde gegangen. Dass Papst Benedikt XVI. sich so genannt hat, ist die Erinnerung an die inneren Zerstörungen des Ersten Weltkriegs und an Benedikt XV.

Über den Schweden (neutral im Ersten und Zweiten Weltkrieg) Nathan Söderblom kommt es zur christlichen Bewegung „Life and Work“ (Leben und Dienst). Christentum ist Leben und Wirken, nicht einfach nur Dogmatik und Liturgie. Die Anglikaner waren politisch klug. Die sahen, dass, wenn die Kirchen miteinander leben wollten, sie einen gemeinsamen Glaubensinhalt und Strukturen brauchten, in denen das gehen konnte. Deswegen ist bei ihnen die Bewegung „Faith and Order“ (Glaube und Kirchenverfassung) entstanden. Es geht um den gemeinsamen Glauben als Christen und um eine gemeinsame Ordnung, in der die Christen miteinander wirken können. Beide Bewegungen tragen miteinander, mit dem Weltmissionsrat noch im Hintergrund, die, verzögert durch den Zweiten Weltkrieg, 1948 in Amsterdam zur Gründung des Ökumenischen Weltrates der Kirchen (ÖRK; World Council of Churches, WCC) führt, mit Sitz in Genf, der neutralen Schweiz, mitten im Kalten Krieg, der um die Vorherrschaft in der Welt geführt.

Die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges als eines ideologischen Krieges

Der Zweite Weltkrieg ist unterlegt mit vorsätzlicher, intensiver Verfolgung aller Christen, evangelischer wie katholischer gleicher Weise und gleichzeitig, ein ideologischer Bürgerkrieg, der das Christentum ablösen, an dessen Stelle die Nationalsozialisten treten wollen. Das machen wir uns nicht klar, weil die Kirchen diese Verfolgung, die für die Zeit nach dem Endsieg aufgespart war, im Endeffekt überlebt haben. Aber wenn Sie nachschauen, was in dieser Zeit durch die Nationalsozialisten nicht nur getan und durchgesetzt wurde, sondern intendiert und gewollt war, dann wird ganz klar: Sie wollten Kirche auslöschen (nicht nur die Kommunisten in Russland wollten das). Wir gestehen uns das nicht ein, weil es nicht zur Durchführung kam (der Holocaust sollte uns allerdings eines Besseren belehren) und weil

wir uns nicht vorstellen können oder wollen, dass unsere Mitbürger das mit den Christen – mit uns, ihren Mitbürgern und Nachbarn – vorhatten. Sie können es aber schwarz auf weiß nachlesen.

Gerade die gemeinsame Verfolgung, das gemeinsame Leiden und Sterben von Christen im Kontrast zur Enttäuschung und Desillusionierung durch den Nationalsozialismus führen Katholiken und Evangelische näher zusammen, in einem wohlunterschiedenen Miteinander, politisch folgenreich in der Gründung einer christlichen, nicht mehr konfessionellen Partei, der CDU (in Bayern CSU) und in eine Begegnung der Christen miteinander.

Der Ökumenische Weltrat der Kirchen – ein inneres Gegenüber und Miteinander mit der Katholischen Kirche

Die Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK, 1948) gewinnt auch Wirkung und Einfluss auf die Katholische Kirche, das wird deutlich spätestens im Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-65). Die gegenseitige Beeinflussung ist viel heftiger, als wir uns das eingestehen. Und zwar nicht nur zwischen Konzil und Weltirat, sondern zwischen katholischen und evangelischen „Welten“ und Christen. Beide stehen nicht im Verhältnis von Fremden zueinander, die sich von außen gegenüberstehen. Beide sind eher Zwillinge, mit dem gleichen Erbe, der gleichen Familie, sind innerlich verwandt, kennen sich von innen her.

Wir können überlegen, ob wir Ökumene wollen, ob wir bereit sind für die Versöhnung, schon weil das christlich und schön ist. Es gibt viele gute Motive und Gründe für die Ökumene.

Aber möchten wir wirklich gern Ökumene? Wäre es nicht viel schöner, bequemer und besser, die anderen Christen würden alle so wie wir? Wir sind doch die richtigen, die besseren Christen! Und dann muss ich mich auch nicht ändern, sprich: umkehren. Ich werde vielmehr bestätigt.

Doch so einfach ist es nicht. Und das nicht nur wegen der anderen, die nicht so wollen wie ich will. Auch unseretwegen. Denn wir sind nicht nur so, wie wir von uns denken. Wir haben selbst längst anderes im Blut und im Sinn. Anteile von den anderen haben wir längst übernommen.

Wenn Sie das Gotteslob aufschlagen, singen Sie auch lutherische Lieder, und die kennen Sie alle sehr gut. Die evangelischen Choräle sind im Vorsehungsglauben nicht schlechter als Pater Kantenich. Die ganze Kirchenmusik haben wir von den Lutheranern gelernt (wie sie vorher von der mittelalterlichen lateinischen Kirche und es weiterentwickelt haben; wir haben nicht einfach übernommen, sondern auch Eigenes eingebracht), und wenn wir als Katholiken „mithalten wollten“ mit den schönen Gesängen und Gottesdiensten der Lutheraner, so mussten wir uns was einfallen lassen, aber indem wir vieles rezipierten). Wenn das Zweite Vatikanische Konzil für die Reform des Theologiestudiums fordert, dass die Heilige Schrift die

Seele der Theologie sein soll, würden Sie das nicht bestreiten. Das ist historisch und real von der evangelischen Theologie gelernt. Es lässt sich auch mit Thomas von Aquin begründen. Aber die katholische Kirche hatte das zwischendurch verlernt. Ahnen Sie, dass wir mehr evangelisches Denken in uns haben, als manchen Ein-Gebildeten oder Schnellrednern lieb ist?

Diese Gegenseitigkeit von katholischer und evangelischen Kirchen wahrzunehmen und wahr sein zu lassen, halte ich für sehr wichtig. Sie müssen es sich zu Gemüte zu führen. Es reicht nicht, es im Kopf zu wissen, wir brauchen es im Herzen, dankbar und froh. Sie dürfen sich damit anfreunden. Das ist heute erlaubt, auch innerkatholisch. Sie dürfen die Angst verlieren, dass Sie evangelisch werden, wenn sie etwas aus der evangelischen Tradition für sich rezipieren, oder dass Sie deswegen nicht mehr katholisch oder nicht mehr treu katholisch seien. Katholizität und Evangelizität entscheiden sich nicht mehr an konfessionalistischen Mustern oder Konfessionsgrenzen (die es – verändert – weiterhin gibt), sondern an der Frage: Bin ich jesugemäß? Bin ich schriftgemäß? Nehme ich die wirklich große christliche Tradition auf? Lasse ich mein Herz weiten? Wir lernen es z.Z. gegenseitig und miteinander neu (vgl. die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung und das gemeinsame Begehen des Gedenkjahres der Reformation).

Gelebte Ökumene

Das Miteinander der Geistlichen Bewegungen (Movimenti) ist auf der Tagung schon geschildert worden, das Ende der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts angefangen hat. Wenn Sie nach Taizé schauen, lernen die meisten Jugendlichen der katholischen Kirche von den Reformierten, was es eigentlich ist, katholisch zu sein. Das ist noch nicht alles: Als Frère Roger mit seinen Brüdern Ende der 1940er Jahre angefangen hatte, waren die Kleinen Schwestern und die kleinen Brüder Jesu, die gerade frisch gegründet waren, in Taizé zu Besuch (und auf der Suche) und Frère Schutz hat überlegt: Können wir uns nicht in irgendeiner Form zusamm tun, ist das nicht etwas sehr Ähnliches, was dort wie hier aufbricht?

Orden und viele Geistliche Bewegungen in der katholischen Kirche haben in den 1970er bis 1990er Jahren eine heftige Krise erlebt, die noch nicht vorüber ist. Eine Reihe von ihnen haben von den evangelischen Gemeinschaften neu gelernt, was eigentlich ihre Berufung und ihr Auftrag ist. Was ist Mönchtum in der heutigen Welt? Was heißt christliches Engagement in der heutigen Welt? Vorher hatten evangelische Gründungen Bewegungen von der katholischen Tradition gelernt. Der Casteller Ring (Schwanberg/Franken) hat sozusagen Noviziat in Münsterschwarzach gemacht. Die Mönche von Münsterschwarzach hatten deutlich vermittelt: Benedikt in evangelischer Rezeption ist besser für euch und für alle Beteiligten, als dass Ihr jetzt katholisch würdet und das nächste Benediktinerinnenkloster gründet. Ahnen Sie an diesen Beispielen, was Ökumene wirklich ist? Papst Johannes

Paul II. hat Ökumene in seiner Enzyklika *Ut unum sint* prominent als Austausch der Gaben dargestellt und dazu ermutigt.

Vom anderen (und mit ihm) lernen, Christ zu sein

Was kann ich von evangelischen Christen lernen, rezipieren, übernehmen, um authentischer (positiv und mehr) Christ zu werden? Das kann sein, das Wort Gottes offener und tiefer, zu hören, dass es bestimmender werden kann; gesammelter und bewusster zu beten, Liturgie zu feiern; klarer zu realisieren, was eigentlich Inkarnation bedeutet; wie Heiligkeit und Gebet gelebt werden können. Was haben wir ökumenisch, d.h. vom anderen und mit dem anderen, gelernt? Ist uns das in den Kopf, in unser Denken gegangen? Haben wir das im Herzen gelernt, in unserem Empfinden? Haben wir es in unsere Hand und unser Handeln hineingenommen?

Als Lehrer(innen) und Pädagog(inn)en wissen Sie ganz genau: bevor ein Schüler etwas nur im Kopf hat, aber noch nicht im Herzen, noch nicht in seiner „Praxis“, hat er es nicht wirklich gelernt. Wenn ihm das Gelernte keine Freude macht und er es nicht anzuwenden und einzusetzen weiß, nützt das alles herzlich wenig.

Denken Sie mal Ökumene auf dieser Ebene. Nicht nur auf der Ebene der Information und des Wissens, sondern der Praxis: Wo kommt Ökumene bei mir vor? Haben Sie das Ökumenismus-Dekret vom Zweiten Vatikanum gelesen, gar studiert und schon mal verwendet? Da sind Sie an der Quelle. Der Text gibt sehr nach wie vor gute Anstöße. Die Enzyklika *Ut unum sint* bestätigt dies Dekret, aktualisiert es und führt dies Konzilsdekret in einigen Punkten fort. Ausdrücklich hält der Papst fest, die Ökumene sei kein vorübergehendes Engagement der katholischen Kirche, auch keine Aufgabe ad hoc oder dem Trend oder Interesse unterliegend, sondern sei für die katholische Kirche unaufgebbar und irreversibel.

Zurückgenommene oder reversible Ökumene

Dass Ökumene de facto nicht irreversibel ist, erkennen Sie am schnellsten im 19. Jahrhundert. Am Anfang des Jahrhunderts nach der Französischen Revolution und der napoleonischen Zeit verstanden sich Katholiken und Protestanten im Deutschen Reich ziemlich gut, weil die sagten, so wie bei der Französischen Revolution kann und darf es nicht zugehen. So etwas wollen wir nicht. Dann kam gesellschaftlich der Biedermeier mit dazu und politisch die Restauration und dann auch die ganze Romantik. Anschaulich wird dieser Hintergrund im Bonifatius-Denkmal Fulda zwischen Dom und Bahnhof. Bonifatius galt damals katholisch und evangelisch als Apostel der Deutschen. er hatte die Deutschen christianisiert. Dieses Denkmal ist gemeinsam von Evangelischen und Katholiken aufgestellt worden. Seine Inschrift verkündet: „Verbum Domini manet in aeternum“ - Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Das ist ein Psalmwort: Es ist katholisch nicht zu bestreiten, wir leben als Chris-

ten vom Wort Gottes. Was passiert? Nach 1848 und spätestens als Preußen in Deutschland zur führenden Macht wird, entsteht für die nationale Bewegung die Frage: Wie gestalten wir das katholisch-evangelische Verhältnis? Wer gewinnt oder verliert Einfluss, Macht? Und im gleichen Jahrhundert haben wir noch den Kulturkampf. Ökumene ist kein Selbstläufer. Sie konnte (und kann wohl auch ggfs. wieder) zurückgedrängt werden bzw. der Konkurrenzkampf an ihre Stelle treten.

Ökumene ist heute Pflichtprogramm, für Katholiken unwiderruflich. Sie gehört m.E. zum Wesen des Katholischen. Denn die Offenheit der Katholiken auf die anderen und die Welt gehört zu ihrem Wesen und zum Wesen des Christseins, weil Gott *alle* Menschen ruft. Deshalb gehört Ökumene zum Christsein. Kein Christ kann un- oder wider-ökumenisch Christ sein und Jesu Ruf gerecht werden. Antiökumenismus und Gleichgültigkeit der Ökumene gegenüber sind mit Katholischsein nicht kompatibel, sondern Selbstwiderspruch. Ökumene ist für Katholiken nicht mehr reversibel, wohl nach vorn und für Neues offen.

Taufe und Dialoge als Grundlagen und Träger der Wende in die Ökumene

Sie könnten die Wende der katholische Kirche in die Ökumene nicht nur mit dem Konzil, sondern vielen Texten und Entscheidungen des Lehramtes belegen. Es gibt vier Bände „Dokumente wachsender Übereinstimmung“ von interkonfessionellen Dialogen auf Weltebene. Es gibt keine christlich bedeutsame Gruppe oder Tradition mehr, mit der die katholische Kirche nicht in Dialog ist, einschließlich der Pfingstler. Deswegen und dazu gibt es strukturierte Beziehungen zwischen den Kirchen und Partnern, die allein bei der Theologie nicht stehenbleiben, sondern auf wachsende Übereinstimmung zielen und sie auch erreichen. Die tragende, entscheidende und inspirierende Wirklichkeit für wachsende Gemeinschaft in Christus und gerade so untereinander ist die eine Taufe. Sie fundiert die Gemeinschaft in Christus und untereinander, weil alle Getauften Christen in vollem Sinne sind. Als Getaufte sind wir Glieder seines Leibes, der einer ist; deswegen sind Glieder nicht nur irgendwie, sondern in und durch Christus, als sein Leib, schon untereinander verbunden. Es kann nur einen Leib Christi geben, daher in der Sache auch nur eine Kirche. Mit der Taufe ist der Geist Gottes gegeben. Das heißt, wir können zusammen in ein und demselben Heiligen Geist handeln. Da der Heilige Geist bekanntlich weht, wo *er* will, empfangen wir ihn dort und von dort, wo er weht, auch in und von der evangelischen Kirche. Das Konzil hält ausdrücklich fest: Der Heilige Geist hat sich gewürdigt, auch die evangelischen Kirchen zu benutzen als Werkzeug seines Handelns. Dies Werkzeugsein ist vom Geist her nicht grundsätzlich unterschieden von dem der katholischen Kirche. In der klassischen Theologie redet man von der „Assistentia negativa spiritus sancti“: der heilige Geist verhindert, dass die Katholische Kirche aus dem Evangelium herausfällt. Er arbeitet mehr daran, dass wir dem

Evangelium folgen. Ob das in jedem Fall klappt, sei sehr dahingestellt, aber in den Grundentscheidungen schon.. Am meisten wissen davon die Kirchengeschichtler.

Wen meinen wir, wenn wir „Wir“ sagen? Exklusiver und inklusiver Subtext unserer Sprache

Wenn Sie sich konkret fragen, wen meinen wir, wenn wir „Wir“ sagen, dann merken Sie, in welchen Gruppen, in welchen Zugehörigkeiten, in welchen Selbstverständlichkeiten, in welchen Solidaritäten Sie denken. Wen meinen wir, wenn wir „Wir“ sagen? Wer gehört dazu, wer nicht? Hier auf dem Berg Moriah dürfte „wir“ vermutlich die Schönstatt-Bewegung sein. Zuhause in der Gemeinde dürfte das die Gemeinde, die Diözese oder die Katholiken meinen. Wenn Christen verfolgt werden, gehören andere Christen auch zum „wir“, weil „wir“ in ihnen mit verfolgt sind.

Wie reden die offiziellen Texte? Wenn die katholischen deutschen Bischöfe von der Kirche reden, ist immer nur eine gemeint. Entsprechend auch in der evangelischen Kirche. Wenn wir uns klar machen, dass wir getauft sind, dann gehören in unser katholisches „Wir“ auch die evangelischen und orthodoxen Christen mit hinein, eben alle Getauften, auch die Freikirchler, auch die Pfingstler. Sie alle gehören in die neue Schöpfung Gottes, in den einen Leib Christi. Theologisch wissen Sie das, ich sag Ihnen nichts Neues. Aber merken Sie, dass das, was im Kopf sitzt, in der obersten Bewusstseinschicht, kaum in unser spontanes, unkontrolliertes Denken, geschweige denn in unser Herz gelangt ist oder gar in unsere Hand/unser Handeln?

Von Ökumenikern in den USA, besonders vom Methodisten Geoffrey Wainwright, habe ich gelernt, dass die konkrete Ausformung des eigenen Christseins, die eigene, besondere Gemeinschaft, für viele wichtiger ist als überhaupt das Christsein. Denn an meiner konkreten Art erkennen andere meine Identität, mein Profil. Dann wird über die Eigenheiten und Besonderheiten leicht der Boden, auf dem das eigene Christsein steht und gedeiht, leicht vergessen oder vernachlässigt. Dann ist es wichtiger, Lutheraner, Reformierter, United Church, Reform Church of Christ, Nebraska Synod oder sonst was zu sein als überhaupt Christ. Ich hatte zunächst gedacht, das sei eine amerikanische Eigenart, aber wir kennen das in Europa, in Deutschland, in unseren Kirchen auch alle. Offiziell bin ich römisch-katholisch, aber prägend ist doch die bayerische oder westfälische oder kölsche Katholizität. Nur mühsam lernen Studierende aus ganz Deutschland, mit den innerdeutschen katholischen Differenzen umzugehen, die sie zunächst verunsichern. Erst langsam wächst das Bewusstsein, dass das gemeinsame Fundament wichtiger, tragender und entscheidender ist als alle dieses Fundament voraussetzenden lokalen, mentalen oder konfessionellen Differenzierungen und Verästelungen. Und dass in ihnen der Glaube, nicht eine bestimmte Praxis, prägender wird.

Viele Liturgiefamilien als Einübungsfeld von Pluralität in Einheit, Einheit in Pluralität

Ist das Konzil nicht *für* die ganze und *von* der ganzen katholischen Kirche abgehalten worden und verbindlich? Zweifelsfrei. Doch schon im allerersten Dokument über die Liturgie, die Ausdruck, Grundlage, Träger und Vermittler des Glaubens ist, steht drin, dass man im Konzil mit der Liturgie anfängt nicht, weil sie besonders heilig oder nah zu Gott ist oder weil Gott an ihr mehr Freude hätte als an allem anderen, oder weil sie zur größeren Ehre Gottes gefeiert wird, sondern weil es dem Konzil darum geht, das zu reformieren, was in der Kirche zu reformieren ist, damit die Christen aus dem Quellgrund des christlichen Glaubens, Lebens und Liebens sachgemäßer und reicher schöpfen können und so mehr Christen werden. Weil die Liturgie Ausdruck und Feier des Geheimnisses der Gegenwart und des Wirkens Jesu Christi in dieser Welt ist, wird sie reformiert, damit dieses Geheimnis wirklich sach- und zeitgemäßer gefeiert und wirksam wird. Lesen Sie den ersten Artikel der Liturgiekonstitution einmal durch.

Im vierten Artikel heißt es: Das, was wir jetzt über die Reform der Liturgie sagen, gilt natürlich für die lateinische Liturgie, für die römische Liturgiefamilie. Für die anderen Liturgiefamilien, die es in der katholischen Kirche auch gibt, gilt es nur *mutatis mutandis*, höchstens in Prinzipienfragen, aber nicht in den konkreten Bestimmungen. Denn diese Liturgie- bzw. Kirchenfamilien haben ihre eigene Tradition, ihre eigene Symbol- und Denkwelt und vor allem das Recht, ihre Liturgie selbst zu bestimmen. Das Konzil respektiert von vornherein die innerkatholische Ritenvielfalt. Diese Riten sind gleichberechtigt, gleich ob römisch-katholisch, griechisch-katholisch, syrisch-katholisch, armenisch-katholisch, koptisch-katholisch oder ... Um es noch einmal deutlicher zu sagen: Die katholische Kirche besteht nicht aus Rom samt Papst an der Spitze und allen, die dazu gehören, sondern besteht als eine Gemeinschaft von Kirchen, als eine *Communio ecclesiarum*, als die Gemeinschaft der Kirche von Rom, von Alexandrien, von der Ukraine, und so weiter, in den einzelnen Riten, die mit dem Papst in Gemeinschaft stehen.

Aktuell haben wir rechtlich anerkannt sechzehn Ritenfamilien. Das gibt sechzehn verschiedene Arten, die Liturgie zu feiern, es gibt sechzehn verschiedene Grundsysteme, wie Fasten eine Rolle spielt, wie die Disziplin eine Rolle spielt. Es gibt sechzehn verschiedene Hierarchien (kanonisch noch ein paar mehr). Es gibt an diesen Stellen große Unterschiede. Wir denken diese Unterschiede meist als Varianz *einer* Urform. Das Konzil ist im *Lumen Gentium* 13 in dieser Sache wiederum genauer, dass nämlich von Anfang an der eine Glaube in verschiedenen Gestalten und Formen überliefert worden ist. Wir lesen und hören das Evangelium heute nach Markus, Matthäus, Lukas oder Johannes. Wir hören nie das Evangelium als Quintessenz. Das Evangelium, das eine Evangelium, gibt es nur in der konkreten Gestalt eines der vier Evangelien. Sie sind nicht voneinander abgeleitet oder

eine Variation einer Grundform, sondern stehen in Gegenseitigkeit, in perichoretischer Offenheit und Bezogenheit. Kein Evangelium kann ohne die anderen Evangelien das Evangelium bleiben. Die katholische Kirche gibt es nur in diesen sechzehn Gestaltungen. Die römische Gestalt ist nicht die einzige. Man wird nicht dadurch katholisch, dass man römisch ist. Man kann römisch-katholisch sein, das ist so. Aber das Tragende und Entscheidende darin ist das Katholische, nicht das Römische.

Bewusstseinsmäßig ist diese Verschiedenheit für uns in Deutschland meist auf die evangelisch-katholischen Differenzen reduziert. Diese Differenz und deren Vorrangigkeit für uns gibt es erst seit Luther, seit der Reformation des 16. Jahrhunderts. Die Spaltung mit der Ostkirche, häufig auf 1054 datiert, aber in der Dynamik viel älter und komplexer und mit einer verschlungenen Entwicklung, ist viel früher und ist nach wie vor nicht überwunden. Die evangelisch-katholische Differenz ist nur im Rahmen und im Zusammenhang der lateinischen, westlichen Christenheit zu verstehen. Es ist nicht *die* Spaltung *der* Christenheit. Kaum im Blick ist die noch frühere Spaltung nach und wegen der christologischen Entscheidungen in den Auseinandersetzungen nach dem Konzil von Chalcedon (451). Sie erscheinen uns als vor allem inneröstliche, innerorthodoxe Spaltungen. Sie rücken uns im Augenblick ganz heftig auf den Leib, weil viele Christen aus den damals gespaltenen und als Kirchen entstandenen Kirchen aus dem Nahen Osten, besonders Irak und Syrien, aber früher schon aus der Türkei und Ägypten, vor blutiger Verfolgung fliehen müssen und bei uns Zuflucht suchen. Die syrischen Christen gehören zumeist nicht zur byzantinischen, sondern zur altorientalischen Kirchenfamilie. Ihre Kirchen haben keine volle, wohl eine wirkliche und manchmal weitgehende Gemeinschaft mit den byzantinischen Orthodoxen und den Katholiken, aber als Getaufte gehören sie auf jeden Fall ins Wir der Christen und der Christenheit. Ihre Kirchen sind als Kirchen im eigentlichen Sinn, also mit gültigen Bischöfen und Priestertum und Sakramenten, wie die byzantinisch Orthodoxen, katholisch anerkannt.

Die Grundverständigung im lutherisch-katholischen, heute im evangelisch-katholischen Verhältnis: Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung vom Reformationstag 1999

Am 31. Oktober 1999 konnte in Augsburg die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von Lutherischem Weltbund und Einheitssekretariat unterzeichnet werden. Das ist ein unendlich erstaunliches Ereignis. Denn über 400 Jahre war ganz klar, worin und wodurch Lutheraner und Katholiken getrennt sind, nämlich in der Rechtfertigungslehre, im Verständnis dessen, wie wir das Heil erlangen. Dieser Grund der Spaltung wurde in allen Handbüchern zitiert, katholisch wie evangelisch. Als nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Katholiken und Lutheraner miteinander in einen offiziellen Dialog treten, ist das erste gemeinsam und gegenseitig

verbindliche Ergebnis die Einigung darauf, dass die Rechtfertigungslehre sie nicht mehr trennen muss. Sie haben nicht eine volle Übereinstimmung in der Rechtfertigungslehre erzielt, aber einen „Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre“ (GER 5; DwÜ III, 421).

Ich weiß gar nicht, wie man die Tragweite dieses Ergebnisses deutlich machen soll, vielleicht am ehesten durch einen Vergleich: hier am Rhein kennen Sie das Ende des 19. Jahrhunderts entstandene nationalistische Lied von der „Wacht am Rhein“. „Sie (die Franzosen) sollen ihn nicht haben, den guten Vater Rhein“. Wir Deutschen verteidigen die Rheinlinie. Seit Napoleon war das die immer wieder elektrisierende umkämpfte Grenze, noch im Zweiten Weltkrieg (symbolisch die Remagener Brücke). Was ist der Rhein heute? Aus dem Grenzmarker ist ein Deutschland und Frankreich verbindender Fluss geworden, ja drüber hinaus verbindet er die heute alle Anrainer miteinander. Wir haben sogar das Rheinwasser wieder sauber gekriegt: es leben wieder Fische darin, Sie können im Rhein wieder baden.

Die Trennung in der Rechtfertigungslehre ist durch verschiedene Faktoren überwindbar geworden, aber es brauchte nicht nur die Einsicht, auch und vor allem die Bereitschaft und den Willen zur Überwindung der Spaltung, des Gegeneinanders zum Miteinandern, des Konfliktes zur Gemeinschaft. Das ist jetzt etwas, woran ich artikulieren kann, dass wir nicht mehr getrennt sein müssen, und woran wir gelernt haben, was eigentlich die Faktoren dieser Trennung waren. Und dass ich das so artikulieren kann, da sind von beiden Seiten aus Sorgen und Anliegen drin, die auf gar keinen Fall untergehen dürfen. Und jetzt kann man sagen: Die Form, in der diese Überwindung artikuliert werden konnte, ist der sogenannte „differenzierte (oder differenzierende) Konsens“. Er umfasst eine Übereinstimmung im Grundlegenden, die durch Unterschiede in Einzelfragen nicht aufgehoben wird, daher wirksam bleibt und eine Grundeinigung ermöglicht. Nicht nur die Ebene theologischer Wahrheit, sondern auch das Moment theologischer Anliegen und Sorgen wird mitbedacht und mitartikuliert.

Ich kann hier nicht die Gemeinsame Erklärung zureichend erläutern. Aber die tragenden Grundlinien sind nachvollziehbar. Statt eines vollständigen Konsenses hat man einen Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre formuliert. Gemeinsam ist das Fundament: Rechtfertigung ist Gnade, Gabe, Geschenk, Initiative Gottes. *Gott* rechtfertigt uns, wir können das nie und unter keinen Umständen selbst. Es gibt keine Selbstrechtfertigung. Leider kann man diese Grunderfahrung unendlich vielfältig missverstehen. Deswegen muss man einerseits Missverständnisse ausschließen, andererseits das eigene Verständnis eigens markieren. Das geschieht katholisch und evangelisch unterschiedlich. Die Unterschiede, die nicht bestritten werden, die verschiedenen Dynamiken und Sorgen, die es nach wie vor gibt, heben die gefundene Gemeinsamkeit aber nicht auf. Deswegen ist und bleibt die Gemeinschaft im Glauben an die Gnade Gottes, dass er uns als Sünder rechtfertigt, möglich.

Die Schwierigkeiten, die manche auch jetzt noch haben, ergeben sich aus der Frage: Wie ist der Mensch an seiner Rechtfertigung beteiligt? Immer wenn die Menschen ins Spiel kommen, wird es ziemlich schwierig, das wissen besonders Eltern und Freunde. Hier macht die Erklärung deutlich, dass sich das katholische und evangelische Verständnis, seine Sorgen und Anliegen, nicht ausschließen müssen, gerade wenn sie auf die Position des je anderen (Partners) bezogen sind, auch wenn sie nicht direkt harmonieren. Aber es gibt komplementäre und heilsame Warnungen.

Es gibt auch gegenseitig gesperrtes oder vermintes Gelände, auch im christlichen Glauben. Das wird ebenfalls markiert. Hier missverstehe ich nicht einfach den anderen, sondern die Position des christlichen Glaubens. Das in den Verwerfungen oder Verurteilungen gültig Markierte widerspricht dem christlichen Glauben, mindestens ist es mit ihm nicht vereinbar. Da werde etwas Wesentliches im Glauben übersehen oder gehe verloren. So ist nach der GER auch auf die Lehre des anderen zu achten, besonders seine Verwerfungen sind zu respektieren.

Rechtfertigung positiv

Zum anderen hat man das Rechtfertigungsgeschehen positiv formuliert, nicht nur christologisch, sondern im Horizont und Rahmen der Trinitätslehre. Die Rechtfertigung ist das Werk des Dreifaltigen Gottes, dazu hat der Vater seinen Sohn gesandt und den Heiligen Geist, der das Werk des Sohnes vollendet und weiterführt und der uns die Kraft gibt, das Wirken Gottes aufzunehmen und unser Herz verwandeln zu lassen. Das konnte man gemeinsam sagen. Ich würde Ihnen einfach aus diesen Gründen die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre empfehlen. Seitdem kann offiziell kein Katholik mehr bestreiten, dass auch die Lutheraner nicht auf einem richtigen Heilsweg sind. Sie sind nicht nur getauft, ihre Heils- und Gnadenlehre ist christlich möglich. Mit diesem Ergebnis und auf seinem Fundament brauchen wir jetzt nur noch um das rechte Kirchenverständnis zu streiten. Aber das ist auch eine innerkatholische Frage und Aufgabe, die wir jetzt ökumenisch angehen können. Wir streiten nicht mehr um das Heil, sondern nur noch um die Kirche. Spüren Sie, was das für ein Fortschritt ist, und wie groß der Unterschied ist? Wir ringen miteinander (nicht gegeneinander) und tun das auf einem gemeinsamen Boden. Es geht um den besseren Weg und die bessere Art des Gehens.

Dann stellt sich prompt die Frage: Wie ist das mit der Teilnahme an den Heilmitteln beider Partner? Dürfen Evangelische zur katholischen Kommunion gehen? Wenn, warum? Was wären mögliche Bedingungen? Unter welchen Umständen geht das? Wenn ein großes Hindernis überwunden ist, kommt deswegen das nächste, was da noch liegt, in den Blick. Aber wir sind dann auf der Ebene der Kirchengemeinschaft. Bisher galt der Grundsatz: Keine Eucharistiegemeinschaft ohne Kirchengemeinschaft. Das ist eigentlich der Grundsatz, der schon bei Matthäus

steht: Du kannst nicht mit Gott zum Frieden kommen, solange Du mit deinem Bruder im Streit liegst.

In der Frage der Rechtfertigung haben wir in einem Denken und einer Überzeugung, die 400 Jahre lang galt, eine Re-Vision, eine Veränderung erreicht – im Sinne nicht nur von größerer, sondern von grundlegender und auf Wachsen abgelegter Gemeinschaft.

Noch weiter zurück reicht eine andere, vorangehende Re-Vision, die uns so gut wie nicht im Sinn ist. Bei den Wiener Gesprächen von Pro Oriente in den 1970-er Jahren mit den Altorientalischen (vorchalzedonischen) Kirchen und dann in konkreten Begegnungen zwischen deren Patriarchen und dem Papst ist deutlich geworden, dass diese Altorientalen, früher Monophysiten genannt, weil sie nicht die Zwei-Naturen-Lehre teilen, doch die Einheit in Jesus Christus, dass er Einer ist und keine Zwei, und nicht weniger die Unterschiedenheit in ihm, die wir in unserer Zwei-Naturen-Lehre ausdrücken, klar bekennen, wenn auch anders formulieren. So ist ihr Christus-Glaube im Endeffekt kein anderer als unserer. Aber sie formulieren ihn anders. Deswegen können wir mit ihnen Kirchengemeinschaft haben. Nach den Übereinkommen zwischen Papst und syrisch-orthodoxem Patriarchen kann ein katholischer Pfarrer, wenn ein orthodoxer Syrer wegen Fehlens eines eigenen Priesters darum bittet, ein syrisches Kind für die syrische Kirche taufen, sogar wenn der kathol. Priester es gemäß dem lateinischen Ritus tauft. Im Verhältnis zu den Altorientalen wurde etwas revidiert, was über 1500 Jahre als trennend gegolten hat. Das ist ökumenisch möglich.

Ich will Ihnen noch ein letztes Beispiel bringen. Der Vatikan hat das ostsyrische Hochgebet der Assyrer, der Apostolischen Kirche des Ostens, von Addai und Mari anerkannt. Es geht auf das zweite Jahrhundert zurück. Es hat keinen Einsetzungsbericht und keine Wandlungsworte. Kann damit gültig Eucharistie gefeiert werden? Alle, die bis vor meiner Generation bei uns Theologie studiert haben, würden sagen, das geht nicht. Wie soll es ohne Wandlungsworte gehen? Wie kann ich heute zu einer anderen Antwort kommen? Der Kontext der Antwort aus Rom ist kein allgemeiner, gar prinzipieller, sondern ein ganz präziser: Dürfen die Chaldäer, die dieses Hochgebet in etwas entwickelterer Form ebenfalls haben, bei ihren Ritenbrüdern, den Assyrem, zur Kommunion gehen, ist dieses Hochgebet in seiner ursprünglichen Form bei den Assyrem heute gültig? Die Assyrer stehen nicht in Gemeinschaft mit dem Papst, wohl aber die Chaldäer, die sozusagen unierte Assyrer sind (seit dem 16. Jahrhundert). Die Chaldäer dürfen jetzt bei den Assyrem zur Kommunion gehen, weil ihr Hochgebet als gültiges Hochgebet anerkannt ist, allerdings mit der Bitte, Einsetzungsworte und Epiklese einzuführen (worüber die Assyrische Kirche entscheiden muss). Was ist der theologische Grund? Ziemlich einfach: dieses Hochgebet ist seit dem zweiten Jahrhundert in Verwendung. Seit dieser frühen Zeit hat weder die byzantinische Kirche noch die römische Kirche bezweifelt, dass es sich bei den Assyrem um eine Kirche handelt, die in Kontinuität mit ihrem Ursprung nicht aufgehört hat, Kirche zu sein. Wenn Sie dafür einen Be-

weis brauchen: Als einer von ihren Bischöfen in Rom um Gemeinschaft mit dem Papst bat und um Anerkennung seiner Kirche als eigene Kirche bat, hat man den bittenden Bischof zum Patriarchen dieser anerkannten neuen Kirche gemacht. Sie war Teil einer älteren, immer als Kirche anerkannten Kirche. Dann muss diese gültige Sakramente durch eine gültige Hierarchie gehabt haben. Die Ernennung des Patriarchen hat keine neue Kirche gestiftet, sondern das Kirchesein der bisherigen assyrischen Kirche vorausgesetzt, damit nicht nur für die neue mit Rom geeinte, sondern auch für die alte, mit Rom ungeeinte Kirche anerkannt.

Diese Kirche hatte die Entwicklung, die die Griechen und Lateiner durchgemacht haben, nicht mitgemacht, weil sie jenseits der Reichsgrenzen und der inner-orthodoxen Auseinandersetzungen lebten. Jetzt kann man sagen: Wenn ihr an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist glaubt, dann muss das doch in der Feier der Eucharistie und im Wirken des Wortes wie des Geistes, in Einsetzungsbericht und Epiklese, vorkommen und gottesdienstlich realisiert werden.

Diese Bitte ist mit der Anerkennung auch deutlich geworden. Aber Sie wissen, wie schwer es ist, eine über 1500jährige Tradition zu ändern, besonders in orthodoxen Kirchen, die vor allem anderen von der Tradition leben. Wenn Ihr an Gott, den Vater glaubt, an seinen Sohn und seinen Geist, die miteinander die Erlösung erwirkt haben, solltet Ihr dann nicht auch den dreieinen Gott im Hochgebet haben? Könntet ihr das nicht sinnvollerweise bei Euch ändern? Entfalten, so wie Ihr es auch im Großen Apostolischen Glaubensbekenntnis trinitarisch entfaltet habt, wie die Rechtfertigungslehre mit dem Schlüssel von Vater, Sohn und Geist gemeinsam formuliert werden konnte. M.E. ist wegen der Anerkennung der ungebrochenen Tradition des Kircheseins auch die Gültigkeit dieses Hochgebetes von Addai und Mari anerkannt.

Perspektiven für die Zukunft

a) Schrift und Tradition, evangelisch - katholisch

Wirkliche Zukunft gibt es nur durch Orientierung und Korrektur an Gottes Wort und Gottes Wirken. Um sie zu erkennen, hat die **Schrift einen anderen Stellenwert als alle Tradition**. Das braucht man heute auch keinem Katholiken mehr zu erklären. Denn die Schrift ist Wort Gottes im Modus der gefassten Quelle, Tradition ist diese Quelle im Fluss der Zeit, aber immer so, wie dieser Fluss von der Quelle gespeist, geklärt und bestimmt wird. Die Schrift als Gottes Wort ist unbedingtes Kriterium, die Tradition bedingtes Kriterium. Das ist der Sinn des „sola scriptura“ (Die Schrift allein). Wo habe ich es mit Gott selber zu tun? Wo spricht Er mit mir? Das ist von dem zu unterscheiden, was Menschen davon verstanden und ihrerseits formuliert haben. Das ist wichtig für die Tradition. Sie hilft, das Wort Gottes aufzunehmen, zu verstehen, zu leben. Aber das Studium des hl. Thomas oder der Liturgie oder des kirchlichen Lehramtes kann nie die Lektüre der Hl. Schrift und das Gebet ersetzen. Umgekehrt haben unsere evangelischen Brüder und Schwestern wieder neu

gelernt, dass Tradition ganz sinnvoll ist. Luther haben sie sowieso immer tradiert, die jüngsten Konkretionen von Tradition sind die Revision der Luther-Übersetzung und die Feier des 500jährigen Reformationsjubiläums. Gerade Tradition versteinert und veraltet ohne Innovation. Anders bleibt Tradition nicht zugänglich und auch nicht vermittelbar. Die Schrift muss nicht revidiert werden, nur ihre Übersetzung; das Evangelium muss nicht neu werden, nur sein Verstehen und seine Bezeugung, seine Umsetzung ins Leben.

Deswegen ist Reform nötig. Reformation heißt Veränderung, nicht Abbruch der Tradition. Von da aus sind wir orientiert durch Jesu Wort und Wirken, nicht zu vergessen sein Leiden, nämlich sein Sterben und Auferstehen, das den Geist grenzenlos freisetzt. Die Offenbarungskonstitution des Konzils sagt ausdrücklich, dass Offenbarung nicht als Instruktion, nicht als Summe der Sätze Jesu, nicht einfach nur in Gestalt der Zehn Gebote oder als Kompendium seiner Lehre geschieht. Offenbarung geschieht in Wort und Tat, die sich gegenseitig erläutern, im Kern in der ganzen Person, in Menschwerdung und Geschick Jesu. Wenn der Logos Fleisch geworden ist, dann ist in seinem Fleisch das Wort der Offenbarung zu vernehmen (vgl. 1 Joh 1,1-4). Schon im Alten Testament wird deutlich: Das Gesetz enthält alles Nötige, aber es braucht die Propheten, die das Gesetz erläutern und in der Situation, von Fall zu Fall in seiner Aussage wahrnehmbar machen. Umgekehrt kommen die Propheten zu bleibenden Aussagen, zu nachhaltiger Kritik, zu unvergesslicher Kritik und Korrektur der religiösen Praxis. Aber dazu kommen sie nicht – und man versteht sie nicht – ohne das Gesetz, dessen Weisung sie wirksam in Erinnerung und Anwendung rufen. Im Neuen Testament ist es übrigens das gleiche Spiel. Die Briefe Pauli und der übrigen Apostel setzen Jesus, sein Geschick und sein Evangelium voraus. Ohne sie werden sie gar nicht richtig verstanden. Andererseits verstehen wir die Evangelium mit Paulus und den übrigen Aposteln erst ganz, weil sie die Auslegung des Geistes artikulieren, und zwar in Worten, Taten und Einrichtungen. Schließlich brauchen sich Altes und Neues Testament gegenseitig. Diese Verschränkung der gegenseitigen Angewiesenheit von Ursprung und Überlieferung geht durch die Generationen weiter. Übrigens kommt es auch auf die Art und Weise des Umgangs Jesu an, auf seinen Stil. Ich kann dem anderen die Worte und die Taten Jesu nicht einbläuen. Er muss sich selber davon überzeugen lassen. Das gelingt mit Freundlichkeit und Geduld viel besser. Der Stil Jesu gehört mit dazu.

b) Religion und Gewalt

Heute ist eine der entscheidendsten Fragen die Frage von **Religion und Gewalt** (Terror und Zwang im Namen Gottes?). Kann sich Religion und Glaube mit Gewalt verbreiten oder nicht? Scheinbar ja, denn es hat doch sichtbaren Erfolg. Aber kann man so Menschen gewinnen? Ihr Herz, ihre Freiheit? Christus hat nicht getötet, sogar die 12 Legionen Engel als nicht im Sinne Gottes nicht erbeten, sondern hat sich töten lassen. Paulus lehnt jede Rache strikt ab. Luther wollte nur mit der Macht des Wortes verkünden und arbeiten, ist aber nicht konsequent bei die-

sem Grundsatz geblieben. Der heutige Papst sagt ausdrücklich, im Namen Gottes kann ich nicht töten. Und zwar nicht nur nicht den Feind, sondern er nimmt die Todesstrafe aus dem Katechismus. Gott ist der Herr über das Leben, daher auch die „Rache“ und Strafe. Natürlich ist für Staaten die Frage komplizierter. Doch trägt einen Staat mehr die Fähigkeit, Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, als die Fähigkeit, jemand mit dem Tod zu bestrafen.

Von Gott bekennen wir, dass er sich mehr im Verschonen als im Strafen als er selbst zeigt. Und dass wir ihn erkennen an seinem Auferwecken, nicht ans seinem Töten! Er gibt uns ein Neues Herz. So macht er lebendig. Sie können das Rechtfertigung nennen oder heiligmachende Gnade. Das ist der Neue Bund, der neue Bundesschluss. Der Alte hat sich als nicht zureichend erwiesen, sein Ziel schon jetzt zu erreichen.

Ökumenisch sind daher alle Getauften als Getaufte, also als Christen, anerkannt und daher als solche anzusprechen. Sie sind Glieder eines Leibes. Um noch klarer zu sein: sie sind Glieder *meines* Leibes, zu dem ich als Glied gehöre. Soll ich meinen eigenen Leib misshandeln? Wenn ich auf Getaufte einschlage, prügele ich meinen eigenen Leib. Das machen nur Masochisten.

c) Ebenen der Pluralität: innerchristlich, innerreligiös, glaubend - nichtglaubend

Dann gibt es heute immer wieder **die Frage nach der Pluralität**. Das Christentum war von Anfang an nicht einförmig. Das kann in unserer pluralen Gesellschaft von Vorteil sein. Das werden die Evangelischen nicht müde zu betonen. Aber das Christentum war nicht von Anfang an uneinig, sondern eins: das neue eine Volk Gottes aus Juden und Heiden. Schon für Israel war es die durchgehende Katastrophe, *die* Sünde, dass die Einheit des Zwölf-Stämme-Volkes zerbrach. Es sollte das eine Volk Gottes für alle Völker sein.

In Christus ist nach unserem Glauben diese Einheit mit allen Völkern neu begründet worden.

Christus hat in seiner Person die Feindschaft getötet und durch sein Sterben am Kreuz als Hingabe aus Liebe in sich, in seiner Person, Juden und Heiden zu dem einen neuen Menschen gemacht (vgl. Eph 2,11-20)

Ökumene läuft nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten, sondern weltweit, d.h. zwischen allen Konfessionen und Kirchen und auf allen Kontinenten und zwischen alle Gruppen und Orten. Ökumene steht nicht mehr - und das ist der entscheidende Unterschied - unter dem Vorzeichen, dass sowieso alle christlich sind (oder werden) und sie sich nur das Wie des Christseins überlegen können. Es gibt de facto heute glatte Alternativen zum Christsein: Andere Religionen, nicht nur als Tatsache, sondern dass man von ihnen überzeugt und seinerseits missionarisch ist (nicht nur aus Machtgründen an Ausbreitung interessiert). Es gibt die weltweit wachsende Zahl von pfingstlerisch-charismatischen Gruppen/Kirchen von Christen. Es gibt die Nichtglaubenden, Atheisten, die sich von ihrer bisherigen Religion ab- und keiner anderen zugewandt haben, deren Zahl ebenfalls (überall) wächst. Es

gibt die Indifferenten, Bekenntnislosen, die religiös nicht Berührten, die ohne Gottesfrage leben. Die Ökumene ist eine innerchristliche Angelegenheit geworden (und immer gewesen), inzwischen eben im Kontext der Religionen und der Nichtgläubenden.

Die interreligiöse Frage ist bei uns am heftigsten zu spüren im Verhältnis zu den Muslimen. Vergessen Sie zugleich nicht, dass wir auch das Verhältnis zu den Juden neu und näher bestimmen müssen und uns darin als Christen selbst mitbestimmen. Dieser Punkt steht im Dekret über die nichtchristlichen Religionen des Vatikanum II. Ich halte ihn für den Schlüssel zum und im Verhältnis zu den Juden, ohne dass er schon die ganze Lösung darstellt. Das Dekret *Nostra Aetate* sagt in Artikel 4, dass die katholische Kirche in der Besinnung auf ihr eigenes Geheimnis, also in Besinnung auf ihr Selbstverständnis, nicht vergessen kann, wo sie herkommt. Dass sie das gar nicht sein kann ohne die Juden. dabei sind die Juden nicht nur ihre Herkunft, ihr Ursprung, sondern auch ihre bleibende Mitgift. Ohne Juden ist die Kirche nicht, als was sie in der Person Jesu und durch sein Geschick (Leiden, Sterben, Auferstehen) gestiftet ist: die Einheit aus Juden und Heiden (Nichtjuden). Das heißt, die Juden und der Glaube Israels gehören in die Wirklichkeit und in das Selbstverständnis der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche hinein. Ohne die Juden wird sie ihrem Wesen und Auftrag nicht gerecht. Es gibt die katholische Kirche nicht ohne die Juden, weil sie eine Kirche aus Juden und Heiden ist. Deswegen gehört diese Grundwirklichkeit des Volkes Israel – und jetzt meine ich nicht einfach den Staat Israel oder diesen Rabbiner oder diese Gruppe oder Organisation (z.B. die Reformierten im Judentum) – in die Wirklichkeit der katholischen Kirche.

Könnte es sein, dass auch die Religionen in die Wirklichkeit der katholischen Kirche hineingehören? Aber wie? Beantwortet ist die Frage nicht, aber gestellt. In der Sache auch schon weitergedacht von Raimundo Panikkar. Er spricht nicht mehr von interreligiösem Dialog, sondern von intrareligiösem Dialog (innerreligiösem Dialog). Innerhalb der Religionen sind die Christen eine Gruppe. Ich wäre vorsichtig, Panikkar unkritisch nachzubeten, aber seine Intuition hat einiges für sich, sieht sicher Richtiges. Hier und jetzt, in unserem Fragezusammenhang geht es mir darum, aufmerksam dafür zu machen, dass jetzt geht, was wir innerchristlich miteinander treiben, also Ökumene, für die Augen der Welt im Horizont der interreligiösen Dialoge und ihrer Vorrangigkeit steht. Ökumene ist in dieser Sicht eine innerchristliche Unterabteilung, aber nicht die leitende, orientierende Linie (auch wenn aus ihren Dialogerfahrungen viel zu lernen ist für den inter- oder innerreligiösen Dialog).

Ein Erlebnis/Zeugnis zu dieser Einordnung: Ich bin in Erfurt gefragt worden: Riskierst du es eigentlich noch, als katholischer Priester aufzutreten, wenn die Religionen bzw. wenn die Muslime so furchtbar auf Dritte einschlagen im Namen des Islam (für die Fragenden: im Namen von Religion?) Ich war bis dahin nie auf einen solchen Gedanken gekommen, das eine sind doch Muslime, das andere sind Christen. Viele Leute erleben diesen Unterschied nicht. Auch in der Presse und mancher

Debatte geht der Grundverdacht gegen die Religion(en), nicht nur gegen den Islam als eine Religion. Oder gegen das Christentum, gar nicht mehr gegen bestimmte Kirchen oder Gruppen. Wir hatten längst eine theologische Debatte über den Monotheismus als die Wurzel alles Übels, nämlich der Gewalt (das ginge gegen Judentum, Christentum und Islam, überhaupt gegen den einen Gott), noch nicht hinter uns. Die entscheidenden Schlachten sind vermutlich geschlagen; es ist klar, dass es nicht am Monotheismus liegt. Aber ein solches Denken ist salonfähig geworden. Wir sind ökumenisch in einer völlig neuen Situation. Früher hatten wir es nur mit Atheisten zu tun, mit den „bösen Buben“, die nicht mehr glauben. Inzwischen ist Atheismus eine Option, aber Glauben auch. Ich kann glauben – muss es aber nicht. Das ist kein Kommentar zum Grundgesetz, sondern beschreibt das Denken und seinen epistemischen Status. Mit den Atheisten kann man sich auseinandersetzen. Mit den meisten andern „Glaubestypen“ kann man sich gar nicht mehr direkt auseinandersetzen. Das wird die Zukunftschancen und Arten der Ökumene künftig heftig mitbestimmen.

Paul Rheinbay

OHNE UNS WÄR´S HALB SO SCHÖN!?

Ein dankbarer Blick auf pallottinisch-kirchliche Möglichkeiten gestern und heute
Impuls zum Festakt „125 Jahre Pallottiner in Deutschland“ am 28.10.2017 im
Limburg / Lahn



Zur Person: Paul Rheinbay SAC, geb. 1959, ist Pallottiner und Professor für Alte Kirchengeschichte, bis 2017 auch Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

Also eines ist klar: Ich stand hier vor 25 Jahren¹ und habe, schließlich haben Pallottiner Gehorsam versprochen, mich bereit erklärt, heute hier etwas zu sagen. Aber in 25 Jahren dürfen Sie nicht mit mir rechnen, vielleicht müssen Sie da ohne uns feiern. Nicht dass wir da ganz verschwunden wären – das ist ja bei Rückgang der Berufungen in der westlichen Hemisphäre der Vorteil einer internationalen Gemeinschaft. Aber es liegt bestimmt im Bereich des Möglichen, dass die noch verbliebenen Mohikaner der deutschsprachigen Provinz dann als alte weise Männer sich ihrer Wertschätzung in Indien oder Afrika erfreuen.

Über Afrika sind wir ja nach Limburg gekommen, das können Sie in den Veröffentlichungen zum 100jährigen nachlesen. Das stimmt natürlich immer noch. Viele Mitbrüder – die genau wie die Mehrheit christlicher Großeltern – darunter leiden, dass die junge Generation nicht annimmt, was wir ihnen als Glaubensgerüst fürs Leben mitgeben wollen bzw. in unserem Fall nicht ins Noviziat eintritt, schreiben diese Geschichte jetzt weiter. Sie sagen: Wie damals von hier aus Afrika missioniert wurde, so kommen jetzt die Brüder und Schwestern von dort und missionieren uns, auch wenn wir das Wort „Mission“ nicht so gerne in den Mund nehmen. Evan-

¹ Vgl. den Vortrag des Autors zum 100jährigen Jubiläum der Pallottiner in Deutschland, der historische Linien nachzeichnet: Mut machendes Licht fällt durch die Fenster der Geschichte, in: M. Probst / H. Socha (Hg.), Die „Vereinigung des Katholischen Apostolates“, Idee – Geschichte – Gestalt, Limburg 1993, S. 14-30.

gelisierung klingt besser. Und die ganze Geschichte klingt gut, jedenfalls in unseren Ohren. Sie hilft gegen Depression, ein ganz und gar unchristliches, aber zurzeit unter Christen hierzulande weit verbreitetes Thema.

Sie sollte uns jedoch nicht die Augen davor verschließen, dass wir - ohne uns! – endlich sind. Wir haben ja an unserer Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar die Disziplinen Theologie und Pflegewissenschaft miteinander verbunden. Da schauen wir der sehr konkreten Endlichkeit ins Auge. Sie gilt für Menschen und deswegen auch für Gemeinschaften.

In den 70er Jahren hat der französische Jesuit Raymond Hostie geforscht zum Thema „Leben und Sterben von religiösen Gemeinschaften“. Das Buch liest sich wie ein geschriebener Friedhof. Viele Namen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte, tauchen da auf. Manche haben es nicht mal bis zum 125jährigen geschafft. Aber sinnlos waren sie deswegen ja nicht? Auch Kirche war ja bisher als Ganze nicht sinnlos, auch wenn viele Ausdrucksformen sich überholt haben, oder? Schließlich glauben wir ja daran, dass Schöpfung weiter geht; neue Schöpfung in Christus, nennt das Paulus. Wenn wir nur herausfinden könnten, welche Mosaiksteinchen des Bisherigen Gott dabei, nach allfälliger Transformation, wieder verwenden will und welche wir getrost dem Jubiläumsarchiv überlassen können.

Ich will's mal versuchen und bleibe dabei natürlich bei meinen Leisten, die uns Vinzenz Pallotti vor fast 200 Jahren mit auf den Weg gegeben hat. Weder kann ich Gott in die Karten gucken noch will ich Ihnen, Herr Bischof, ins Handwerk fuschen in Bezug auf die institutionelle Kirche. Gegenüber Strukturen war unser Gründer übrigens sehr skeptisch. Wie so viele Charismatiker in der Kirche musste er mehr oder weniger geschubst werden, um Regeln und Ordnungen zu schreiben. Und da er in Rom lebte, fehlte es natürlich nicht an wohlmeinenden Geistern und Prälaten, die ihn schubsten. Aber er selber lehnte ihm angebotene Pfarreien in schöner Regelmäßigkeit ab. Stattdessen ließ er ein Pfingstbild malen. Darin sah er wohl seine Pfarrei, seinen Glaubensort. Kirche als Miteinander von Begeisterten. Das ist die Mitte, das Unverzichtbare. Sonst ist ja jede Form nur Form, leer. Deswegen ging es Pallotti nicht in erster Linie um uns, die wir uns heute Pallottiner oder Pallottinerinnen nennen. Ihm ging es um Leben in der Kirche, um ein gegenseitiges „einander motivieren“, um Seelsorge im weiten und besten Sinne des Wortes. Wer auch immer diesen Geist in sich trug, mit dem wollte er zusammen arbeiten. Wenn Sie in unserem jetzigen Mutterhaus (Friedberg, in Bayern!) die neu gestaltete Kirche betreten, stehen Sie vor einer Wand, die in italienischer Sprache (anders als Schwaben sind Bayern richtige Sprachtalente!) vollgeschrieben ist mit unterschiedlichsten Berufen, Frauen, Männern, jungen, alten, eben Menschen.

Natürlich brauchen Menschen auch Institutionen, die berühmte Kirche im Dorf, Heimat. Aber ohne Berührung vom Unendlichen her, fehlt jeglichem Gebäude der Kitt. Das ist so, wirklich. Wenn wir es annehmen, wird es einfacher. Und wenn wir Angebote haben für suchende Menschen, sind wir gefragt, nach wie vor. Am bes-

ten als Angebote uns selbst – wie damals in Jerusalem, als die Menschen zusammen liefen und sich wunderten, dass alle ihre Sprache verstanden.

Zurzeit ist der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa in aller Munde. Er hat ein dickes Buch geschrieben mit dem simplen Titel „Resonanz“. Darin geht es in vielen Variationen um die Weltbeziehung, welche in der Postmoderne immer weniger Menschen als in sich resonierend, widerhallend empfinden. Resonanzraum, so finde ich, ist ein schöner Begriff für das pallottinische Zönaculum. Wir sind eingeladen, im Miteinander des Vertrauens auf Gott einen Raum, eine Atmosphäre zu schaffen – besser: eine Atmosphäre, die schon da ist, zu verdeutlichen – in der das Beziehungsangebot Gottes ein Echo findet, in der Menschen Sinn wahrnehmen und dann auch stiften. Dann wird verständlich, was in den Ereignissen unserer Zeit dem Leben dient und was dieses gefährdet.

Apropos verstehen: Im gegenseitigen Verstehen waren Christen von Anfang an so etwas wie der Kitt der Gesellschaft, eine große Familie von Migranten, Grenzgänger. Christentum hier im Westen wurde aufgebaut durch aus dem Osten, aus Palästina, aus Syrien kommende Wanderprediger, später dann durch die von den britischen Inseln (die waren damals noch nicht so auf Brexit gebürstet) auf hauslose Pilgerschaft gegangenen Mönche. Das ist eine Stärke der globalen, katholischen Kirche, auch der Gesellschaft des Katholischen Apostolates. Wir waren und sind oft sehr originelle Typen, bei denen man sich manchmal wundert, wie sie trotzdem oder gerade deswegen Gemeinschaft bilden. Sprache, Nationalität, Hautfarbe bildeten nie ein Problem.

Das fing schon an, als das Wort „interkulturell“ noch darauf wartete, in den Sprachschatz aufgenommen zu werden. Vor Kamerun gab es schon in Norditalien das berühmte Masio. Das ist der Ort, wo unser erstes internationales Kolleg stand, auch wieder ohne diesen hehren Namen zu haben. Junge Leute aus England, Irland, Deutschland, Österreich, Italien lernten von einem französischen Lehrer auf Latein Philosophie. P. Possmann hat vor Jahrzehnten von dort einen Stuhl nach Vallendar mitgebracht. Er steht, nein er hängt immer noch bei uns neben dem Eingang zum Oratorium in der Hochschule. Und macht in seiner hängenden Schiefelage die Dynamik des Beginns deutlich. Denn von dort gingen dann italienische und deutsche Mitbrüder zur Emigranten-Seelsorge nach Lateinamerika und sorgten sich um Menschen, die als Wirtschaftsflüchtlinge Europa verlassen hatten, oft hier aus unseren Breiten. Dann kam Kamerun und dann Schönstatt. 50 Jahre, von 1914 bis 1964, Mitaufbau einer geistlichen Bewegung, die rasch an Autonomie gewann.

Ich unterhalte mich bis heute gerne mit alten Mitbrüdern, die überzeugte Pallottiner und Schönstätter im Herzen waren und geblieben sind. Auch sie geben ja Zeugnis dafür, wie sich das Charisma der Verbundenheit auswirken kann, wo wir einander nicht im Anspruch der Absolutheit begegnen, stattdessen dem Wirken des Geistes in Freiheit folgen, bei uns bei anderen. Bestimmt gehört auch die eher leidvolle Seite hierhin – Auseinandersetzung, Nicht-Verstehen, Konflikt (ich erinnere nur an das oft wenig mitbrüderliche Verhältnis zwischen Heinrich Vieter, dem ersten

Bischof von Kamerun, und Max Kugelmann, dem Gründer der Limburger Provinz), Trennung (so mancher Gefährte Pallottis trennte sich von der Gemeinschaft nach dessen Tod) und Versöhnung, versöhnte Verschiedenheit.

Von Grenzgängern war die Rede. Als vor ca. 15 Jahren die ersten Ideen aufkamen, deutschsprachige pallottinische Einheiten zusammen zu legen, gab es die große Furcht geopolitischer und damit auch identitärer Verwirrung. Ein Österreicher als Pfarrer in Hamburg? Ein Westerwälder Naturbursche in Wien? Geht schon eher, sagte man damals. Jedenfalls braucht es für die eine, neue Provinz einen totalen Neuanfang: neuer Name, neuer Ort, neue Leitung. Und was kam: Name der ehemaligen Südprovinz, Ort der ehemaligen Südprovinz, Provinzial der ehemaligen Südprovinz. Nein, deswegen sind wir nicht am Aussterben. Aber es passt zum Thema Strukturen. Denn diese sind nicht von Gott, sie sind von Menschen gemacht.

Ein paar Pallottinermenschen möchte ich doch nennen, um das Thema Grenzgänger anschaulich zu machen. Richard Henkes lernte im KZ tschechisch, um sich um typhuskranken Mithäftlinge zu kümmern, steckte sich an und starb. Seine Seligsprechung wird hoffentlich die nächste große Feier mit uns allen zusammen hier in Limburg.

Franz Reinisch verweigerte den Eid auf Hitler und isolierte sich damit nicht nur von weiten Teilen der Gesellschaft, sondern auch vom Mainstream seiner pallottinischen Gemeinschaft, die ihn überreden wollte, doch „so mitzumachen“ wie alle damals. Er fühlte sich im Gewissen gebunden. Es ist wahrlich nicht einfach, in einer Situation, in der es um Kopf und Kragen geht, die Geister zu unterscheiden, herauszufinden, was mich wirklich von Gott her bewegt. Das vergangene und vielleicht auch das gegenwärtige Jahrhundert erinnern an die Geschichte der frühen Kirche als Zeit der Märtyrer.

Neben solchen heroischen Modellen verblassen natürlich die kleineren Beispiele, aber vielleicht sind sie genauso wichtig, weil von Herzblut erfüllt:

Da ist ausgerechnet ein Hesse (P. Norbert Possmann), der ausländischen Priestern hier zum Sprach- und Kulturkurs verhilft; da geht ein fest im Süden verwurzelter Mitbruder (P. Rolf Fuchs) zumindest für einige Jahre als Flughafenseelsorger nach Frankfurt. Da lassen sich Hochschul- und Provinzleitung davon überzeugen, wie wertvoll es wäre, an der Vallendarer Hochschule neben der alt angestammten Theologie noch Pflegewissenschaft zu etablieren – ein Modell, das gerade von römischen Instanzen wie auch von Mainzer und Berliner Politikern hochgelobt wird, auch wenn sie kein Geld dafür geben. Da ist die Schweizer Provinz, klein aber fein, die sich nicht vereinnahmen lässt, aber seit vielen Jahren eines ihrer fähigsten Mitglieder (P. Markus Schulze) als Professor in Vallendar zur Verfügung stellt.

Ach ja, schon viel vorher gab es das BiViKo, das Bischof Vieter Kolleg. Es vereinte nach dem Krieg eine Menge ganz unterschiedlicher Biografien mit dem einen Ziel, Abitur zu machen und (vielleicht) Priester und Pallottiner zu werden. Darunter

solche, denen man es wohl nicht zugetraut hätte, die über sich selbst hinaus wuchsen. Bei ihnen war, natürlich muss ich es hier erwähnen, ein Mitbruder (P. Johannes Kopp), der in den 70er Jahren sich von der Meditationsbewegung erfassen ließ, nach Japan ging und dann im Bistum Essen ein Programm gründete, das christliche Kontemplation und den im Osten beheimateten Zenweg miteinander verbindet, wirklich ein Grenzgang!

Ich nenne diese Menschen, weil ich glaube, dass es davon noch mehr gibt, von einem solchen Geist Beseelte. Ob sie sich Pallottiner nennen, schon mal was von Pallotti gehört haben oder auch nicht. Und viele davon sind motiviert durch den Glauben an den immer größeren Gott. Immer größer heißt für mich auch: nicht kalkulierbar, unberechenbar, oft auch unbeschreiblich. Wer sich auf ihn einlässt, muss mit Überraschungen zu leben lernen. Wenn wir miteinander als Kirche in die Zukunft gehen, sollten wir den Geschmack von Offenheit und Weite nicht verlieren. Das Morgen ist ja nicht eine einfache Linie, die vom Gestern und Heute weiter führt; auch wenn wir oft so denken.

So ähnlich dachten auch die ersten Mitbrüder Pallottis, an seinem Lebensabend nur eine ganz winzige Schar. Sie sahen dem Sterben ihres Gründers und Vaters entgegen und sagten innerlich: Na dann auch ohne uns! Und Pallotti gab ihnen als Antwort – nicht das, was jetzt wohl die meisten der hier anwesenden Mitbrüder erwarten. Er sagte ihnen: „Tut heute das Mögliche, dann wird euch morgen möglich sein, was heute unmöglich ist.“ Niemand hätte voraussagen können, was in 125 Jahren alles geschieht, wie sich das römische Samenkorn in deutscher Erde entwickelt.

Und nicht nur da: Denn ein Thema der Provinzversammlung, die gerade hinter uns liegt, war unser Engagement in Nigeria. Wie kamen wir dahin? Ein Jugendseelsorger von dort (Martin Ezeololi) studierte in Rom, lernte eine deutsche Pallottinerin kennen, begeisterte sich für Pallotti und rief an der Hochschule, wo er wirkte, Gruppen ins Leben mit dem schönen Motto: Pallotti for Action! Jahre später wollten die ersten jungen Männer aus Nigeria Pallottiner werden und schlossen sich in Südafrika unserer Gemeinschaft an. Bunter geht's nicht, oder?

Niemand kann voraussagen, wie es die nächsten 125 Jahre läuft, wen es dann gibt und was daraus geworden ist. Lasst uns dieses Nicht-Wissen, dieses Gottvertrauen miteinander feiern und dabei in Dankbarkeit würdigen, was uns bis heute ermöglicht worden ist, wo sich unverhofft Türen geöffnet haben, wo – wie im Falle Kameruns – die Geschichte offensichtlich ein Ende hatte und dann doch auf einmal wieder alles neu begann. So ist Gott und so sind wir Menschen zusammen mit Ihm!

ALICJA KOSTKA
JOSEF ENGLING: *SELFMASTERY IM DIALOG*
AKTUALITÄT EINES JUGENDLICHEN VORBILDES AUF DEM WEG ZUR
JUGENDSYNODE



Zur Person: Alicja Kostka, geb. 1971, Mitglied des Schönstatt-Frauenbundes. 2006 Promotion in Moralthologie an der Katholischen Universität in Lublin, Dozentin im Studienseminar St. Lambert Lantershofen, Habilitationsprojekt zum Thema „Scheitern und Erbarmen“.

Die Parallelität des Zugehens auf die Jugendsynode vom 03.-28. Oktober 2018 und auf das Gedenken des 100. Todestages Josef Englings (04. Oktober 2018) ist verblüffend. Sie regt zur Frage an nach der Aktualität des Vorbildes dieses jungen Protagonisten und nach der Botschaft, die er für die Jugend von heute hat. Diese Fragestellung möchte ich im ersten Schritt im Binnenraum der Schönstatt-Bewegung stellen und nach Gründen und Quellen einer dauernden Inspiration fragen; dann sie mit dem Begriff *Selfmastery* in Verbindung setzen und so das spirituelle Profil Josef Englings auch außerhalb des Kontextes der Bewegung verdeutlichen.

Im zweiten Schritt lege ich die päpstlichen Verlautbarungen jüngster Zeit als Koordinaten der Aktualität an die Biographie Englings und seine Spiritualität an, insbesondere: das Vorbereitungsdokument auf die Jugendsynode, das Gebet um die Geistlichen Berufungen vom 03.12.2017, den Brief an die Jugendlichen als Vorbereitung auf den Weltjugendtag in Panama 2019, sowie das Motu Proprio „*Maiorem hac dilectionem*“ vom 11.07.2017. Bei Josef Engling handelt es sich um einen Diener Gottes, dessen *Positio* als offizielles Dokument, welches seinen heroischen Tugendgrad und den für eine Seligsprechung notwendigen „Heiligkeitsruf“ bezeugt, seit 07.04.2017 in Rom vorliegt¹. Die Notwendigkeit eines Wunders auf die Fürsprache des Kandidaten steht aus.

¹ Dies ist eine Frucht der jahrelangen Arbeit des Generalpostulators der Gesellschaft der Pallottiner, Dr. Jan Korycki SAC und des Vizepostulators, Prof. Joachim Schmiedl ISCh.

Die bleibende Inspiration Josef Englings innerhalb der Schönstatt-Bewegung

Intensive geistliche Entwicklung in relativ kurzer Zeit

Josef Engling als Schüler des Studienheimes der Pallottiner in Vallendar (1912-1918) inspiriert seit seinem Heimgang am 04. Oktober 1918 vor allem die Mitglieder der Schönstatt-Bewegung und der Gesellschaft des Katholischen Apostolates. Die geistlichen Tagebücher², die er seit der Ersten Kommunion geschrieben hat und die nach der Begegnung mit dem aufbrechenden Charisma Schönstatts im Studienheim der Pallottiner an spiritueller Intensität gewonnen haben, ja erst richtig begonnen haben im Sinne einer dauerhaften Kontinuität, zeugen von Englings innerer intensiver Entwicklung und missionarischem Elan. Dabei war seine Begegnung mit der im Entstehen begriffenen Apostolischen Bewegung relativ kurz: sie umfasste im weitesten Sinne sechs Jahre, wenn man als Beginn die Ankunft Josef Englings aus seiner Heimat in Ostpreußen nach Vallendar-Schönstatt am 24. September 1912 in Betracht zieht. Im engeren Sinne umfasst diese Zeit vier Jahre, wenn als Anfang die Gründungsurkunde Schönstatts vom 18.10.1914 genommen wird, an der Josef nicht teilgenommen hat³, in ihr aber inspirierende Kraft zu eigener Entwicklung und eines umfassenden religiösen und menschlichen Einsatzes fand. In diesem Zeitraum nahm er regelmäßig an Instruktionen teil, die der Autor der Gründungsurkunde Schönstatts, Pater Josef Kentenich SAC, damals für die Schüler des Studienheimes der Pallottiner als Spiritual gehalten hat⁴. Diese vier Jahre müssen noch einmal relativiert werden durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die unaufhebbare Einberufung Josef Englings in den Kriegsdienst im November 1916⁵. Un-

² *Josef Engling – Briefe und Tagebuchnotizen*, zusammengestellt von P. M. Hannappel, Bd. I-III, Vallendar 1980 (weiter: BT).

³ Er kam erst etwa zwei Wochen später aus den Ferien aus seiner Heimat zurück. Die „verlängerten Ferien“ hingen mit dem Ausbruch des Weltkrieges am 01.08.1914 zusammen. Menningen meint, Engling erhielt von dem Inhalt des Vortrages am 18.10.1914 „im Laufe der Zeit so unter der Hand nähere Kunde, am meisten wohl im Umgang mit P. Spiritual“. A. Menningen, *Maria ganz zu eigen. Josef Engling – Mitgründer Schönstatts*, Vallendar-Schönstatt 1977, S. 51.

⁴ Die Instruktionen als eine Form geistlicher Vorträge „handelten vom Priesterberuf und von der Selbsterziehung. Aber in der Art, wie sie es taten, wichen sie von jeder Unterrichtsstunde, ja von jeder anderen Form der gewohnten religiösen Belehrung ab. (...) Der jetzige Spiritual (Josef Kentenich, A.K.) packte die Sache anders an. Er verstand es, mit ein paar geschickten Fragen eine Aussprache einzuleiten und die Jungen zur geistigen Mitarbeit anzuleiten. Nicht selten entfesselte er unter ihnen einen regelrechten Meinungskampf“. Menningen, *Maria ...*, S. 29.

⁵ Menningen, *Maria ...*, S. 137ff. Die Einberufung begann mit einer Rekrutenausbildung in Hagenau (19.11.1916-06.06.1917), der dann der Einsatz zuerst an der Ostfront (Juni

ter Berücksichtigung dieses zeitlich beschränkten Rahmens mutet desto stärker die geistige Blüte an, die sich in Josef so rasch und so intensiv vollzogen hat, ihn zum Heroismus des Seins und Tuns angeleitet hat und zu einer freiwilligen Lebenshingabe geführt hat.

Diese intensive Persönlichkeitsentwicklung Josef Englings in den wenigen Jahren ist in seinen Tagebüchern festgehalten. Aufgrund ihrer Lektüre (nach seinem Tod am 04.10.1918 sind sie dem Gründer Schönstatts auf seine Bitte übersandt worden) hat Josef Kentenich über Josef Engling und seine innere Gestalt gesagt: er sei die gelebte Gründungsurkunde Schönstatts⁶ und die vorausgelebte Gründungsgeschichte⁷. Schon diese komprimierte Aussage bedürfe einer ausführlichen Erklärung, worin die „gelebte Urkunde“ lag und worin die „vorausgelebte Geschichte“ bestand. Zahlreiche Ausführungen, auch von dem Gründer selbst, geben Einblick in diese Aussage⁸. Hier sei nur gesagt, dass sowohl die Tagebücher wie auch die Aussagen des Gründers über Josef Engling, in dem er unmissverständlich einen künftigen Heiligen erhofft hat⁹, eine bleibende Grundlage immer neuer Auseinandersetzungen mit dem jugendlichen Vorbild bilden. Nicht allen und nicht selbstverständlich öffnete sich die geistige Größe Englings: dies geht teilweise auf seine sehr bescheidene bis – nicht selten als unbeholfen empfundene – Art¹⁰ zurück, die er mitgebracht hat, aus der er aber – in der Begegnung mit dem Charisma

1917- Anfang Januar 1918), dann an der Westfront in Frankreich folgte (Januar-Oktober 1918).

⁶ Schönstatt. *Die Gründungsurkunden*, Vallendar 1967.

⁷ J. Kentenich, *Chroniknotizen 1955*, S. 41f., in: J. Kentenich, *Josef Engling – eine Textsammlung*, Vallendar 1988, red. J.M. Klein, S. 55.

⁸ Ebd; vgl. Kentenich, *Chroniknotizen fürs Archiv 1957*, S.444f, in: Kentenich, *Josef Engling...*, S. 58.

⁹ Kentenich, *Chroniknotizen 1955*, S. 41f., in: Kentenich, *Josef Engling...*, S. 54; Kentenich, *Randglossen 1957*, in: Kentenich, *Josef Engling...*, S. 435; Himmelwärts. *Gebete von Pater Josef Kentenich verfasst im Konzentrationslager Dachau*, 10. Strophe des Führergebets; Kentenich, Oktoberbrief 1949, S. 4-5; Vgl. Josef Kentenich an die Cambrai-Pilger im September 1968: „Wenn nicht alles täuscht, hat ihn Gott für die Ehre der Altäre vorgesehen“. BT, BD, III, S. 373.

¹⁰ Meningen, *Maria...*, u.a. S. 20, 23, 31. Ein Zeugnis des Klassenkameraden Englings, Richard Henkes ist hier ebenfalls bezeichnend: „Von Anfang an war er Präfekt der Kongregation. Unter seiner Leitung blühte die Arbeit ganz besonders. Als echter Führer hatte er die Arbeit bis ins Einzelste organisiert. Man wusste kaum, dass er die Triebfeder des ganzen Räderwerkes war. Ich wurde leider wenig von ihm beeinflusst. Ich weiß aber, dass Engling durch und durch Sodale war und allen ein gutes Beispiel. Im allgemeinen wurde er wohl sehr verachtet und mißkannt. Heute erst lernt man sein Leben würdigen und verstehen.“ In: *Lebensweg eines Glaubenszeugen. Briefe und Dokumente von P. Richard Henkes SAC*, red. M. Probst, Friedberg 2016. Im Bericht über Josef Engling (Dokument Nr. 68), S. 97.

Schönstatts und unter persönlicher Begleitung Kentenichs – viel gemacht hat¹¹, dahingehend, dass wir in der *Positio*, Nr. 7 (*Fama Sanctitatis*) lesen können: „Für die Systematisierung der Pädagogik und Spiritualität der Schönstatt-Bewegung wurde die geistige und geistliche Entwicklung Josef Engling zum Paradigma.“

Die Botschaft Josef Englings an die Jugend heute: „Selfmastery“ im religiösen Kontext

Wenn man in heutiger Sprache wiedergeben wollte, worum es bei Josef Engling in dieser intensiven Zeit ging, so könnte das Wort „Selfmastery im religiösen Kontext“ zutreffend sein. Beim Begriff *Selfmastery*¹² geht es um eine reiche Palette von Methoden der Selbstentwicklung und Selbstverwirklichung, die mithilfe diverser psychologischen Schulen seit Jahrzehnten angeboten werden. Sie helfen zur Persönlichkeitsbildung und Erreichung von Zielen auf dem Weg des Hinführens zum Selbstmanagement. Bei Josef Engling war die Persönlichkeitsentwicklung mit dem Ideal eines „zeitgemäßen“ Heiligen verbunden, das der damalige Spiritual Josef Kentenich vor den Mitgliedern der Marianischen Kongregation ausgespannt hat.¹³ Das „Zeitgemäße“ lag vor allem in konsequenter und respektvoller Berücksichtigung der Natur im Sinne des thomistischen Prinzips: *gratia praesupponit naturam* und Öffnung für die Herausforderungen der Zeit. Auf diesem Weg fand Josef Engling zur persönlichen Originalität, die in einem persönlichen Ideal¹⁴ einen Ausdruck fand, welches mit Hilfe eines – systematisch angewandten – Vorsatzes¹⁵, in seiner realen Gestalt immer mehr erreicht werden sollte und auch tatsächlich erreicht wurde. Eine geistliche Tagesordnung sorgte für die bewusst geplante Struktur des Tages, darin auch für den Raum für religiöse Übungen. Somit förderte sie ebenso seine Selbstdisziplin und Selbstverantwortung sowie die Pflege der Gottesbegegnung

¹¹ Schon im ersten Schuljahr wurde er Klassenbester (Menningen, S. 24), im zweiten zum Klassenpräfekt gewählt (Menningen, S. 37), im dritten ebenfalls, da er große Autorität unter den Kollegen genoss. Nach der Gründung der Marianischen Kongregation im Studienheim wurde er Präfekt der *Congregatio Minor* (Menningen, S. 65). Vgl. M. M. Amrein, *Josef Engling – im Vertrauen Pater Kentenichs zum Heiligen gereift*, Workshop bei dem Oktobertreffen der Internationalen Schönstattbewegung, Vallendar-Schönstatt 18.10.2017. Manuskript.

¹² In deutscher Übersetzung handelt es sich nach dem Wörterbuch *Linguee* um: Selbstmeisterschaft, Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Meisterung des Selbst, vgl: www.linguee.de/englisch-deutsch/uebersetzung/self-mastery.html.

¹³ Menningen, *Maria...*, S. 53ff.

¹⁴ M. E. Frömbgen, *Persönliches Ideal*, in: *Schönstatt-Lexikon*, www.j-k-i.de/encyclopedia/persoennesliches-ideal-pi/.

¹⁵ H.-W. Unkel, *Partikularexamen*, www.j-k-i.de/encyclopedia/partikularexamen/.

im Alltag¹⁶. Diese pädagogische Konzeption Schönstatts ist mit gegenwärtigen Modellen und Ansätzen in der Psychologie und in den Angeboten des Selbstmanagements durchaus vergleichbar. Als ein naheliegendes und aktuelles Beispiel sei beispielsweise auf das Konzept des Zürcher Ressourcen Modells¹⁷ hingewiesen und auf das damit verbundene Konzept des Embodiments¹⁸. Beide Konzepte, das kenetische und das «ZRM®» wurden in jüngster Zeit in einer Diplomarbeit von Andreas Stefan verglichen.¹⁹

Wenn jemand meint, bei Josef Engling handelte es sich nur um eine asketische Selbstarbeit, würde er sich täuschen. Der Weg der Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung geschah in einem personalen Kontext: in der geistlichen Begleitung und innerer, dialogischer Auseinandersetzung angesichts der Gottesmutter, die eine bleibende Dialogpartnerin seines inneren Weges war: viele Selbstreflexionstexte verfasste Engling in der Form eines Gesprächs mit Maria.²⁰ Diese so beeindruckende wie konsequent durchgeführte Selbstentdeckung und persönliche Bildung

¹⁶ H.-W. Unkel, Geistliche Tagesordnung (GTO), auf: www.j-k-i.de/encyclopedia/geistliche-tagesordnung-gto/.

¹⁷ „Das Zürcher Ressourcen Modell «ZRM®» ist ein Selbstmanagement-Training und wurde von Dr. Frank Krause und Dr. Maja Storch für die Universität Zürich entwickelt. Es wird laufend durch wissenschaftliche Begleitung auf seine nachhaltige Wirkung hin überprüft. «ZRM®» beruht auf neuesten neurowissenschaftlichen Erkenntnissen zum menschlichen Lernen und Handeln. Es bezieht systematisch kognitive, emotive und physiologische Elemente in den Entwicklungsprozess mit ein. Durch eine abwechslungsreiche Folge von systemischen Analysen, Coaching, theoretischen Impulsreferaten und interaktiven Selbsthilfetechniken entwickeln und erweitern die Teilnehmenden ihre Selbstmanagementkompetenzen. Auf der Basis des «ZRM®» und dessen Methoden schuf Astrid Riedener Nussbaum mit dem «ZRM® für Jugendliche» die ideale Ergänzung.“, www.zrm.ch; M. Storch / F. Krause: *Selbstmanagement – ressourcenorientiert. Grundlagen und Trainingsmanual für die Arbeit mit dem Zürcher Ressourcen Modell*, Bern 2005; N. Bruggmann / M. Storch, *Das Zürcher Ressourcen Modell ZRM® in der Sozialen Praxis: Veränderungsprozesse lustvoll und wirksam gestalten*. In: V. Begemann / S. Rietmann (Hrsg.): *Soziale Praxis. Orientierungen für gelingendes Handeln*, Stuttgart 2011.

¹⁸ Der Begriff des Embodiments wird in der Psychologie zunehmend verwendet, um die Wechselwirkung zwischen Körper und Psyche zu betonen. Dabei wird die Auswirkung der Körperzustände (z.B. Körperhaltungen) auf Kognition (z. B. Urteile, Einstellungen) und Emotionalität erforscht und ausgewertet. Wolfgang Tschacher und Maja Storch, Die Bedeutung von Embodiment für Psychologie und Psychotherapie, in: *Psychotherapie* 17. (2012) Bd. 17, Heft 2; M. Wild, R. Hufendiek, J. Fingerhut (Hrsg.): *Philosophie der Verkörperung: Grundlagentexte zu einer aktuellen Debatte*. Berlin 2013; R. Pfeifer, J. C. Bongard: *How the Body Shapes the Way We Think. A New View of Intelligence*. Cambridge 2006.

¹⁹ *Die Schatzkammer meiner Seele*. <https://www.j-k-i.de/preis-2017-die-schatzkammer-meiner-seele-2/?pdf=7093>.

²⁰ Einige Beispiele: BT, Bd. III, S. 209, 229, 233, 238.

war mit einer religiösen Motivation verbunden, die gerade bei Josef Engling zum Hebel erstaunlicher Entwicklung wurde. Es ging um die – in der Gründungsurkunde Schönstatts ausgerufene – Vermehrung des „Gnadenkapitals“²¹ der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt und die Umgestaltung der kleinen Kongregationskapelle in einen Wallfahrtsort.²² Dies war, wie es nach der Lektüre der Tagebücher Englings anmutet, die eigentliche Motivation Englings, die ihm die Kraft zum Höchsten gab und auch eine Rolle bei der Entscheidung für die Lebenshingabe spielte.²³ So war die persönliche Entwicklung in einen breiteren Kontext gestellt: einer neuen geistlichen Gemeinschaft und des vielgestaltigen Dienstes an den Menschen.

Maria als „Dialogpartnerin“ geistiger Entwicklung Englings führte ihn zunehmend – wie vor allem die letzten Notizen bezeugen – zu einer lebendigen Beziehung zum Dreifaltigen Gott.²⁴ Die Botschaft Englings aus diesem ersten Anschauen seiner Person ist eine „MasterArbeit an sich“, die angesichts eines lebendigen Du unternommen wird und eine deutliche soziale und missionarische Dimension aufweist: sie wird mit dem Einsatz für etwas Großes verbunden. Darüber im folgenden Abschnitt.

Teil eines großen Ganzen zu sein: verantwortlich und mitgestaltend

Täuschen würde sich auch jemand, der denken würde, es ging bei Josef Engling nur um eine „Selfmastery“ – um einen Trend also, der heute sehr in ist²⁵, der aber in Egozentrismus oder in einen solitären Perfektionismus ausarten kann. Die Auswirkung der kontinuierlichen „MasterArbeit an sich selbst“ war ein wachsender und sich qualitativ vertiefender menschlicher und missionarischer Einsatz, der sich in hunderten von Briefen an die Mitbrüder der Kongregation, an die Familie und Bekannte ausgedrückt hat. Es war auch eine wachsende Verantwortung für die entstehende Bewegung (nach Aussagen eines der Kommilitonen, Richard Henkes

²¹ L. Penners, Gnadenkapital, Beiträge zu, auf: <https://www.j-k-i.de/encyclopedia/gnadenkapital-beitraege-zum/>, Menningen, *Maria...*, S. 51ff.

²² *Schönstatt, Die Gründungsurkunden*, S. 23-25.

²³ Zu dieser Hypothese führt die Analyse der Gebetstexte Josefs, die dem Gebet, in dem er sein Leben aufgeopfert hat (31.05.1918/03.06.1918) vorausgegangen sind. Vgl. BT, Bd. III, S. 227; Menningen, *Maria...*, S. 138.

²⁴ Darin geben Einblick die Vorsätze aus den letzten Monaten seines Lebens, vgl.: BT, Bd. III, S. 289ff, 338.

²⁵ Unzählige Ratgeber und Internetseiten stehen zur Verfügung und helfen bei individueller Selbstentwicklung, Persönlichkeitsbildung und Selbstoptimierung. Als Beispiele hierfür <http://www.selfmastery.com>; <http://selfmastery.pl>; H. Kern, *Going from Undisciplined to Self Mastery*, Paperback 2014; Selfmastery richtet sich nach Leonardo da Vincis Worten: „One can have no smaller or greater mastery than mastery of oneself.“ www.goodreads.com/quotes/tag/self-mastery.

SAC, war Josef die treibende Kraft von allem, (Siehe Fußnote 13). Die innere Entwicklung, die keineswegs frei von Rückfällen war, führte zur Selbstverwirklichung und zu einem fruchtbaren Einsatz für andere, die schlussendlich in einem heroischen Tugendgrad, wie es die *Positio* bezeugt und feststellt, gipfelte.

Als Zeichen seiner bleibenden Inspiration sei – neben reicher Literatur in vielen Sprachen²⁶, Liedern²⁷, Orten der Erinnerung²⁸ und Fahrten dahin - der so genannte „Engling-Stein“²⁹ erwähnt, der in der Nähe des Heiligtums in Schönstatt und neben vielen Heiligtümern weltweit an Josef erinnert, ebenso die so genannte „Engling-

²⁶ *Joseph Engling – Letters and Diary Entries*, Vol. III, compiled by P. Hannappel, Waukesha 1980; *Joseph Engling. A biography by Fr. A. Menningen*, trans. by J. Niehaus, Waukesha 1998; A. Menningen, *José Engling*, Chile Nueva Patris 2014; Olivo Cesca, *Herói de duas Espadas*, Santa Maria 1978; P. M. Hannappel, *José Engling*, Noso Irmão Maior, trad. J.B. Quani, Santa Maria 2010; M. Amrein, *Von Maria berührt. Josef Engling*, Vallendar-Schönstatt 2014; M. M. Amrein, Transformado por Maria. *José Engling*, trad. S. D. Acosta, Schönstatt 2014; M. M. Amrein, Touché par Marie. Joseph Engling, trad. R. Torelli / A. de Medlege, Schönstatt 2016; R. Lejeune, *Joseph Engling (1898–1918) et la spiritualité de Schönstatt*. Editions du Parvis, Hauteville; K. Lukaszek SAC, A. Menningen, *Dziwięć dni z Józefem Englingiem*, trans. A. Kostka, Olsztyn 2008; *Bóg nie potrzebuje reklamy. Sługa Boży Józef Engling 1898-1918*, trans. M. Rossa, Vallendar-Schönstatt 2010, J. M. Blank, Josef Engling. Zivleni savez ljubavi, trans. K. Gnjidic, Slavonski Brod.

²⁷ Einige Beispiele: „Wir sind zur Liebe bereit“, Text: W. Röhrig, in: *Miteinander wachsen ... dem Himmel entgegen*. *Familienliederbuch*, hrsg. von Familienbewegung Deutschland, Vallendar-Schönstatt 2004, Nr. 115; „Remonville-Lied“ Nr. 153 und „Steh wieder auf“ Nr. 154 by G. Wackerbauer, in: *Einfach mehr. Liederbuch der Schönstattbewegung Mädchen/Junge Frauen*, Vallendar-Schönstatt 2004; „Komm, lieber Josef“, Text: M. Menner/P. Dillinger, in: *Liederbuch Neue Gemeinschaft*, Vallendar-Schönstatt 1998 (Nachdruck 2008), Nr. 36.

²⁸ Hier sind vor allem sein Sterbeort in der Nähe von Cambrai/Frankreich und sein Geburtsort, Prosioty/Polen zu nennen. Vgl. P. Hannappel, *helf dem Josef – half dem Josef*, Vallendar-Schönstatt 1993 (Berichte über Feierlichkeiten anlässlich des 75. Todestages); den Einblick in die Entwicklung in Prosioty als dem Geburtsort Josef Englings gibt die Archivseite: www.josef-engling.eu/pl. Weiter gibt es so genannte „Engling-Zimmer“ in mehreren Bildungshäusern der Schönstatt-Bewegung weltweit; im südamerikanischen Raum auch Schulen, z.B. Josef-Engling-College als Schule in Tucumán/Argentinien, 1997 gegründet für Jugendliche mit Lernschwierigkeiten.

²⁹ Ein Engling-Memorial, so genannter „Engling-Stein“ wurde in der unmittelbaren Nähe des Schönstatt-Heiligtums errichtet, als die Suche nach seinen Gebeinen 1934 sich als erfolglos erwies. Im Laufe der Jahrzehnte sind ähnliche „Engling-Steine“ hinter vielen Heiligtümern weltweit entstanden. Im Zusammenhang mit dem Zugehen auf den 100. Todestag Englings ist eine Initiative entstanden, die Einblick in diese „Kontaktstelle“ gibt. Vgl. <http://www.schoenstatt.de/de/news/3765/112/Gedenken-an-Josef-Engling-Der-Mitgruender-Schoenstats-gab-vor-99-Jahren-sein-Leben-fuer-Schoenstatt.htm>.

Schale“ bzw. auch Feuerbecken³⁰ genannt – als Symbol des Gnadenkapitals an den Bündnisfeiern der Bewegung, jeweils am 18. eines jeden Monats an vielen Orten der Welt gebraucht. Diese Zeichen der Verbindung mit Josef Engling verdienen eine eigene Reflexion. Es gibt auch Personen, die sich sein Vorbild so zu eigen gemacht haben, dass sie wie Josef Engling sein wollten – in der Höhe der Hingabe an Gott (Fritz Hillebrand SAC³¹, Mario Hiriart³², João Luiz Pozzobon³³), oder gar: ein „zweiter Josef Engling“ (Gilbert Schimmel³⁴), und seiner Lebenshingabe, die im Rahmen der Schönstatt-Spiritualität den bleibenden Namen der „Engling-Weihe“³⁵ hat, nacheiferten. Diese Ausdrucksformen seiner bleibenden Inspiration verdienen eine eigene Bearbeitung, da sie mittlerweile eine Art „englingsche“ Spiritualität hervorgebracht haben, eine Spiritualität, die in Verbindung mit dem Vorbild Josefs auf dem Weg der religiös motivierten Selbstverwirklichung und dem selbstlosen Dienst an anderen Menschen, motiviert.

Aktualität Josef Englings auf dem Hintergrund päpstlicher Aussagen in jüngster Zeit

Im zweiten Schritt sollte die Frage nach der Botschaft Josef Englings gestellt werden im Spiegelbild ausgewählter Aussagen von Papst Franziskus.

1. Der Wagemut, sich führen zu lassen. Ein Junge „von der Peripherie“: Die Botschaft zum Weltgebetstag um Berufungen und das Schreiben an die Jugendlichen zur Vorstellung des Vorbereitungsdokumentes der XV. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode

In seiner Botschaft zum Weltgebetstag um Berufungen am 3. Dezember 2017, dem ersten Adventssonntag, nennt Franziskus Maria „das junge Mädchen von der Peripherie, das auf das menschengewordene Wort Gottes gehört, es angenommen und gelebt hat“. Josef Engling kam nach Schönstatt von der Peripherie des damaligen Deutschen Reiches, aus der Provinz Ostpreußen (Kreis Rößel). Er ließ sich führen, um die Sehnsucht, die er im Herzen wahrgenommen hat, Priester und Missionar zu werden, verwirklichen zu können. Als erste Hürde musste er sich den bescheidenen Verhältnissen seiner Familie stellen und der Erwartung, im Lande, auf

³⁰ Paul M. Hannappel, *Prototyp Schönstatts – Josef Engling*, Vallendar-Schönstatt 2008, Bd. 2., S. 236ff.

³¹ J. M. Klein, *Mit Blut und Feuer. Erinnerungen an P. Fritz-Josef Hillebrand*, Limburg 1950, u.a. S. 141ff.

³² B. Schneider, *Mario Hiriart. Ingenieur und Heiliger*, Vallendar-Schönstatt 1977, S. 125ff.

³³ E. Uriburu, *João Luiz Pozzobon*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 190.

³⁴ R. Ammann, *Gilbert Schimmel. Hände und Herz*, Vallendar-Schönstatt 1979, S. 107.

³⁵ L. Penners, *Engling-Weihe*. www.j-k-i.de/encyclopedia/engling-weihe/; J. Söder/J. Schmiedl, *Engling, Josef*. www.j-k-i.de/encyclopedia/engling-josef/?pdf=2804.

dem Lande zu bleiben, um der Familie auch zu helfen. Teilweise half er in der Feldarbeit aus, um so die Last des Unterhalts der mehrköpfigen Familie zu mildern. Er hätte die Möglichkeit gehabt, im Braunsberger Priesterseminar, in der Nähe seines Heimatdorfes Prositten, die Vorbereitung auf das Priesteramt in Anspruch zu nehmen. Doch durch die pallottinische Zeitung aus Limburg, „Stern von Afrika“, die seine Eltern abonniert haben, wurde er auf das Studienheim der Pallottiner in Vallendar aufmerksam.³⁶ Das Studienheim sollte im September 1912 eröffnet werden, also in dem Jahr, als Josef seine Ausbildung beginnen sollte. Parallel ist nach Vallendar Josef Kentenich gekommen, der als Spiritual nun den Schülern zur Seite stehen sollte.³⁷ So ist Josef Engling sehr bald dem aufbrechenden Charisma Schönstatts begegnet, das ihm zu einem „neuen Land“ wurde. Dieses „Neuland“ half ihm, zu sich selbst zu finden, seine Persönlichkeit im religiösen Kontext umfassend entfalten zu dürfen und viele Bande der Freundschaft zu knüpfen. Im Gegenzug setzte er sich ein, dass dieses „Neuland“ vielen zugänglich wird; dafür schenkte er schlussendlich sein Leben.

In seinem Schreiben an die Jugendlichen zur Vorstellung des Vorbereitungsdocumentes der XV. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode gebraucht Papst Franziskus die Worte, die Gott an Abraham richtete: „Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde!“ (*Gen* 12,1). Franziskus sagt in seinem Schreiben: „Diese Worte sind heute auch an Euch gerichtet: Es sind Worte eines Vaters, der Euch einlädt, ‚hinauszugehen‘, um Euch einer unbekannteren Zukunft entgegenzuwerfen, die aber Träger sicherer Verwirklichungen ist und auf die hin Er selbst Euch begleiten wird. Ich lade Euch ein, auf die Stimme Gottes zu hören, die durch das Wehen des Heiligen Geistes in Euren Herzen wiederhallt.“ Dabei verweist er auch an den „jungen Jeremia“, der sich vor dem Auftrag gefürchtet hat: „Gott ermutigt Euch, dahin zu gehen, wohin Er Euch schickt: «Fürchte Dich nicht [...]. Denn ich bin mit Dir, um Dich zu retten» (vgl. *Jer* 1,8).“

In diesem Hinausgehen aus der eigenen Heimat, die an der Peripherie lag, erfuhr Josef Engling einen vielfachen Segen. Gott führte ihn dorthin, wo er ihn „haben wollte“: bei der gerade aufgebrochenen Bewegung von Schönstatt, für deren spirituelle Ziele Josef mit seinem – aus Liebe geschenkten Leben – ein Siegel sein sollte und bleibende Veranschaulichung der geistlichen Entwicklung, dank besonderer Sensibilität seines Herzens und Empfänglichkeit für Ideale. Ein Wagnis steckt im Hinausgehen ins Unbekannte, auch darin, als Mensch von der Peripherie die Stellung einzunehmen, die Gott einem in seinem Liebesplan bereithält und zutraut. Im Sich-Berufen-Lassen von der Peripherie und im Hinausgehen in ein „fremdes Land“

³⁶ Menningen, *Maria...*, S.15.

³⁷ Über dieses zeitliche „Zusammenkommen“ und seine Dynamik siehe: A. Kostka, *Das Schönstattheiligtum – „Wiege der Heiligkeit“ für Josef Engling* Bd.5, Vallendar-Schönstatt 2012, S.8ff.

bringt Josef eine Botschaft für die Jugendlichen, die vor der Entscheidung stehen. Es geht um Vertrauen in die Führung Gottes im individuellen Leben, aber auch um den Mut, den ersehnten und erahnten Weg dann auch – trotz Schwierigkeiten – zu gehen.

2. Selbstreflektieren und Kreativität der Liebe: Die Botschaft von Papst Franziskus an die Jugend zur Vorbereitung auf den Weltjugendtag in Panama 2019

Die geistige Entwicklung, die in den Tagebüchern Englings ersichtlich ist, in allen Höhen und Tiefen, regt zum Wagnis an, dem eigenen geistigen Leben Raum zu geben und es systematisch zu reflektieren, im inneren Dialog mit Gott. Auch hierfür ist die Anregung von Papst Franziskus mit der Erfahrung Englings überraschend kohärent. In der Anspielung auf die tägliche Erfahrung der digitalen Generation fragt Franziskus die Jugendlichen in seinem Brief auf dem Weg zum WJT in Panama: „Auf welche Weise ‚speichert‘ ihr eure Erinnerung der Ereignisse, die Erfahrungen eures Lebens ‚ab‘? Was macht ihr mit den Tatsachen und Bildern, die sich in euer Gedächtnis eingepägt haben?“ Mit diesen Fragen öffnet Franziskus den Raum dem kreativen Reflektieren, welches nicht notwendigerweise die Form eines Tagebuches haben muss. Es geht um bewusstes Erleben des Alltags, und im christlichen Kontext auch um ein religiöses. Die Erfahrung der Schwäche und der Unzulänglichkeit gehört dazu: „Manche – besonders jene, denen von den Umständen des Lebens Wunden geschlagen wurden – hätten Lust, ein ‚Reset‘ der eigenen Vergangenheit durchzuführen und vom Recht auf das Vergessen Gebrauch zu machen. Ich möchte euch aber daran erinnern, dass es keinen Heiligen ohne Vergangenheit und keinen Sünder ohne Zukunft gibt. Die Perle entsteht aus einer Verletzung der Auster! Mit seiner Liebe kann Jesus unsere Herzen heilen und unsere Wunden in echte Perlen verwandeln. Wie der heilige Paulus sagt, kann der Herr seine Kraft in unserer Schwachheit erweisen (vgl. *2 Kor 12,9*).“

Was Josef so sympathisch macht – so die Echos vieler Fans von Josef über Generationen hinaus – ist gerade seine Natürlichkeit und – nicht selten – offen zugegebene Unzulänglichkeit, die er mit dem geistlichen Begleiter und auch mit der Gottesmutter ehrlich anschaut. „Rémonville“³⁸ ist dabei ein bleibendes Symbol, als er nach einem schmerzhaft erlebten Rückfall (das Kartenspiel an der Grenze der Sucht) neu beginnt. Der geistliche Begleiter ging mit Josef diesen Weg ebenso klug wie barmherzig und half aus den Niederlagen einen geistlichen Gewinn zu ziehen und noch stärkere Bindung an Gott und die Gottesmutter daraus wachsen zu lassen.³⁹ So ist im persönlichen Werdegang nicht das Scheitern das „Schlimmste“ – so

³⁸ Menningen, *Maria...*, S. 233.

³⁹ Einen Einblick in diese Begleitung gibt ein vom Begleiter selbst formuliertes Gebet, welches er am 02.03.1917 Josef schenkt: „Mein lieber junger Freund, (...) Mehr als je erkennst Du jetzt Deine eigene Schwäche und Hinfälligkeit. Das ist der denkbar beste Boden für eine rückhaltlose kindliche Hingabe an unsere himmlische Mutter: `Mutter, da

die geistliche Erfahrung Kentenichs und die Devise seiner Begleitung, sondern die Begegnung mit der vergebenden und aufrichtigen Liebe des barmherzigen Vaters mitten in schmerzhaften Enttäuschungen.⁴⁰

Auch hier gibt Franziskus eine Inspiration, die vor einem allzu flachen Reflektieren schützen sollte: „Unsere Erinnerungen dürfen jedoch nicht alle angehäuft sein wie im Speicher auf der Festplatte. Und es ist auch nicht möglich, alles in einer virtuellen ‚Cloud‘ abzulegen. Man muss lernen, dafür zu sorgen, dass die Geschehnisse der Vergangenheit zu einer dynamischen Wirklichkeit werden, über die man nachdenken und aus der man Lehren und Bedeutung für unsere Gegenwart und Zukunft ziehen kann. Es ist eine beschwerliche, aber notwendige Aufgabe, den roten Faden der Liebe Gottes zu entdecken, der unser ganzes Leben durchzieht.“ Hier sind die Ansätze der „Kentenich-Pastoral“ mit der Schriftrolle⁴¹, bahnbrechende Modelle, die sowohl einzelne wie auch Gemeinschaften in pastoraler Praxis stets inspirieren. Dazu gehört auch die Praxis der Spurensuche⁴².

Bei der Praxis der Selbstreflexion im Dialog verweist Franziskus auf keinen geringeren als die „junge“ Maria, die eine einmalige Geschichte mit Gott geschrieben hat, eine Geschichte, die jede Christin und jeden Christen betrifft. Sie wurde möglich, weil Maria wach und aufmerksam die einzelnen Ereignisse ihres Lebens reflektiert hat: „Man sagt von Maria, dass sie alle Worte bewahrte und in ihrem Herzen erwo (vgl. *Lk* 2,19.51). Dieses einfache Mädchen aus Nazaret lehrt uns beispielhaft, die Erinnerung an die verschiedenen Begebenheiten des Lebens zu bewahren, diese aber auch zusammenzufügen und aus den Teilstücken ein einheitliches Ganzes zu bilden wie bei einem Mosaik. Wie können wir uns in diesem Sinne konkret einüben? Ich mache euch dazu einige Vorschläge.“ Hier folgen die Vorschläge des Papstes, die eine gute christliche Tradition haben und die er in einem erfrischenden Ton den Jugendlichen ans Herz legt: „Am Ende eines jeden Tages können wir für einige Minuten innehalten, um uns an die schönen Augenblicke, an die Herausforderungen und an alles, was gut und was schlecht gelaufen ist, zu erinnern. So können wir vor Gott und uns selbst die Gefühle der Dankbarkeit, der Reue und des Vertrauens zum Ausdruck bringen. Wenn ihr wollt, könnt ihr das auch in einem Heft aufschreiben, in einer Art geistlichem Tagebuch. Das bedeutet, im Le-

siehst Du Dein armes, schwaches Kind. Aus sich selbst kann es nichts. Nimm Du mich ganz in Deine warmen Mutterarme, bitt´ den Heiland für mich um Verzeihung... und dann reiche mir Deine Hand. Mit Dir will ich leben, leiden, sterben, streiten und arbeiten... Du meine Mutter – und ich Dein Kind...“.

⁴⁰ Diese Erfahrung und Überzeugung wird in späteren Jahren umfangreich in den Vorträgen an die Pallottiner-Patres in Madison zur Sprache gebracht, vgl. *USA-Terziat* 1952, Bd.I, hier vor allem Vorträge von 21-22.7.192, S. 1-48; als Manuskript herausgegeben, Archiv der Schönstattpatres, Vallendar-Schönstatt.

⁴¹ <http://www.kentenich-pastoral.de/wp-content/uploads/2012/02/Prospekt-KKP3.pdf>.

⁴² H. Brantzen, *Spurensuche. Einführung in einen geistlichen Weg*, Vallendar 2003; www.spurensuche.info/wp-spurensuche/.

ben, mit dem Leben und über das Leben zu beten, und sicher wird es euch helfen, die großen Dinge besser zu verstehen, die der Herr für jeden von euch tut. Wie der heilige Augustinus sagte, können wir Gott in den weiten Gefilden unseres Gedächtnisses finden (vgl. *Bekenntnisse*, Buch X,8,12).“

Diese Praxis spiegelt sich in den Tagebüchern Englings, der diese Art der Selbstreflexion täglich und kontinuierlich pflegte. Diese Art fand dann Ausdruck in der Form schönstättischer Betrachtung, die der Gründer „Vorkosten“ oder „Nachkosten“ der Ereignisse des Tages genannt hat.⁴³ Die Selbstreflexion im Dialog führt schlussendlich zur *heilsgeschichtlichen Haltung*, die Franziskus anhand des *Magnificat* erschließt: „Wenn wir das *Magnificat* lesen, wird uns bewusst, wie sehr Maria das Wort Gottes kannte. Jeder Vers dieses Liedes hat eine Parallelstelle im Alten Testament. (...) Maria sammelt das Glaubenserbe ihres Volkes und setzt es zu ihrem ganz eigenen Lied zusammen, das aber zugleich Lied der gesamten Kirche ist. Und die ganze Kirche singt es mit ihr.“ Und nun wendet Franziskus diese Praxis an auf das Leben der Jugendlichen und traut ihnen zu, ein persönliches *Magnificat* zu singen: „Damit auch ihr jungen Menschen ein *Magnificat* singen könnt, das ganz von euch kommt, und euer Leben zu einem Geschenk für die gesamte Menschheit machen könnt, ist es wesentlich, dass ihr an die geschichtliche Tradition und das Beten derer anknüpft, die vor euch gelebt haben.“⁴⁴ Der Zusammenhang zwischen der Selbstreflexion im Dialog und der Fruchtbarkeit des Lebens kommt hier zur Sprache. Sie ist auch in der Entwicklung Englings sichtbar.

Als Beispiel der kreativen Liebe eines Jugendlichen bringt Franziskus den heiligen Martin von Porres ins Spiel, den Schutzpatron Lateinamerikas, welcher Patron des Weltjugendtags in Panama ist. Der hl. Martin (1569-1639 Lima, Peru), so Franziskus, „hatte in seinem bescheidenen täglichen Dienst die Angewohnheit, Maria als Zeichen seiner Sohnesliebe die schönsten Blumen zu schenken. Pflegt auch ihr wie er eine vertraute, freundschaftliche Beziehung mit der Muttergottes. Vertraut ihr eure Freude, eure Fragen und Sorgen an. Ich versichere euch, ihr werdet es nicht bereuen!“ Hier kann Josef Engling mit seinen Maiblüten mit dem hl. Martin mithalten: Im Mai 1916 schenkte er Maria – wie wir in seinen Tagebüchern lesen können – 1712 Blumen. Dies waren selbst gewählte Taten der Liebe, Liebenswürdigkeiten den anderen erwiesen, Selbstüberwindungen und Treue im Kleinen – all dies in Verbindung mit der Liebe seines Herzens. Diese liebenswürdige Praxis der Maiblü-

⁴³ V. Henkes, *Betrachtung/Meditation*: <https://www.j-k-i.de/encyclopedia/betrachtung-meditation/?pdf=3609>.

⁴⁴ Dafür ist der permanente Bibelkontakt wichtig: „Deshalb ist es auch wichtig, die Bibel – das Wort Gottes – gut zu kennen, sie jeden Tag zu lesen und mit eurem Leben in Beziehung zu setzen, das heißt die Tagesereignisse im Lichte all dessen zu lesen, was der Herr euch in der Heiligen Schrift sagt. Während des Gebets und bei der betenden Lektüre der Bibel (der so genannten *Lectio divina*) erwärmt Jesus eure Herzen und schenkt euren Schritten Licht, auch in den dunkelsten Augenblicken eures Lebens (vgl. Lk 24,13-35).“ Die Botschaft an den Weltjugendtag in Panama 2019.

ten wiederholte er in den folgenden Jahren, auch 1918 (BT, Bd. III., S. 225) und sorgte dafür, dass seine Kommilitonen es auch gerne tun.

3. „Es gibt keine größere Liebe“ - *Motu Proprio* „Maiolem hac dilectionem“ vom 11. Juli 2017

Das Dokument eröffnet einen neuen, neben der Anerkennung des heroischen Tugendgrades eines Seligenkandidaten (was auf Josef zutrifft) und des Martyriums, einen dritten Weg der Seligsprechung: über die *Hingabe des Lebens*. Die ersten Worte des Dokumentes: „Maiolem hac dilectionem“ („Keine größere Liebe“) schließen an das Johannesevangelium 15,13 an: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“ Im ersten Artikel des Dokumentes lesen wir: „Die Hingabe des eigenen Lebens ist ein neuer Tatbestand auf dem ‚Weg‘ der Seligsprechung und Heiligsprechung, unterschieden vom Tatbestand des Martyriums und den heroischen Tugendgraden.“ Im *Motu Proprio* sind vier Kriterien ausgeführt, die das Zutreffen solcher Selbsthingabe näher beschreiben: 1) Es handelt sich um eine freie Selbsthingabe; 2) der Tod muss kurz darauf erfolgt sein; 3) es muss eine Verbindung zwischen der Selbsthingabe und dem Tod geben; 4) der Ruf der Heiligkeit des Kandidaten soll vorhanden sein. Wenn diese vier Kriterien auf Josefs „Lebenshingabe“ angewandt werden, dann ergeben sich folgende Zusammenhänge:

1. Sein freies Lebensangebot ist am 03. Juni 1918 an der Lys in Frankreich in einer freien, liebesbeseelten Haltung zur Gottesmutter geschrieben (BT, Bd. III, S. 227). Diese schriftlich festgehaltene Hingabe erneuerte Josef Engling mehrmals in den darauf folgenden Wochen und Monaten, zeitweise mehrmals am Tag. 2. Sein Tod folgte weniger als drei Monate nach dieser Hingabe, die – wie oben erwähnt – immer wieder erneuert wurde. 3. Von der Verbindung zwischen der schriftlichen Lebenshingabe und dem darauffolgenden Tod zeugt der in den folgenden Wochen und Monaten wachsende Wandel mit Gott, in dem sich der Ernst der Bereitschaft der Begegnung mit Gott manifestierte.⁴⁵ Darüber hinaus bezeugt diesen Zusammenhang die innere Haltung Josef Englings, die ihn sowohl am Tag des Todes auszeichnete und die von den Dritten bezeugt wurde und auch schriftlich festgehalten (BT, Bd. III, S. 358ff). 4. Der Ruf der Heiligkeit ist dauernd vorhanden.

Die Frage, die sich stellen kann, ist, ob diese Lebenshingabe, die Josef Engling für die Ziele der Gottesmutter schenkte, auf den Sachinhalt zutrifft, der mit Joh 15,13 gemeint ist. Diese Worte hat Jesus kurz vor seinem Opfertod „für viele“ ausgesprochen. Josef Engling schenkte sein Leben, damit das neue Charisma von Vallendar-Schönstatt viele junge Menschen erreicht. Und dies ist auch über Generationen geschehen und geschieht es weiterhin. Somit schenkte er sein Leben „für

⁴⁵ Hier vor allem die Notizen bezüglich der Vorsätze, BT, Bd. III, im Juli und August – S. 289; im September und Oktober – S. 338ff.

seine Freunde“, auch wenn er vielleicht kein konkretes Gesicht vor sich hatte, wie es im Fall des hl. Maximilian Kolbe der Fall war.

Auch wenn das Dokument den aktuellen Zustand des Prozesses nicht erheblich und nicht formell ändert – die Notwendigkeit eines anerkannten Wunders ist auch bei diesem neuen Weg verlangt – , so bringt es doch einen zusätzlichen „Trumpf“, der für seine Seligsprechung spricht: es hebt einen gewissen *Höhepunkt* seines heiligmäßigen Lebens hervor.

Kardinal Lorenzo Baldisseri, der Generalsekretar der Bischofssynode, nennt die Jugendsynode das vielleicht wichtigste Ereignis des Jahres 2018 innerhalb der katholischen Kirche. Wie kann der Glaube an die junge Generation weitergetragen werden? Das ist das Anliegen der Synode, das sich in vielen Fragestellungen ausdrückt. Eine Antwort sind auf jeden Fall die konkreten Vorbilder gelebten Glaubens, die gerade in ihrer Jugend ein faszinierendes Zeugnis des christlichen Lebens hinterlassen haben und viel und viele bewegt haben. Eins davon ist das Leben Josef Englings, das in diesem zeitlichen Zusammenspiel Aufmerksamkeit verdient.

Buchbesprechungen

Lebeau, Paul: Das suchende Herz. Der innere Weg von Etty Hillesum. Aus dem Französischen und Niederländischen von Peter Knauer. Ostfildern, Patmos Verlag, 2016, 336 S., ISBN 978-3-8436-0780-3, 19,99 €.

„Es gab bei ihr einen auffallenden Gegensatz zwischen ihrem erotischen Verhalten und ihren feinsinnigen philosophischen Auffassungen. Wenn sie diese beiden gegensätzlichen, sich ständig widerstreitenden Tendenzen an den Tag legte, musste ich an Dostojewski denken. Aber sie ging hoch, wenn man es ihr offen sagte.“

Die Rede ist von Etty (Esther) Hillesum (1914–1943), die seit ihrer Adoleszenz nicht nur durch ihre brillante Intelligenz, sondern auch durch ihr amouröses Verhalten auffiel. Mit gut 25 Jahren begann sie auf Anraten ihres Freundes, des Psychoanalytikers und Begründers der Psycho-Chirologie Julius Spier (1887–1942), regelmäßig Tagebuch zu führen. Tatsächlich schrieb die niederländische Jüdin im besetzten Amsterdam von 1941 bis zu ihrer Ermordung 1943 im KZ Auschwitz-Birkenau alles auf, was sie innerlich bewegte und beeindruckte. Nach Auschwitz wurde sie im September 1943 gemeinsam mit ihrer Familie vom Lager Westerbork aus deportiert.

Paul Lebeau beschreibt ihre persönliche und spirituelle Entwicklung anhand ihrer Tagebuchnotizen und Briefe. Vor allem aber lässt er sie selbst immer wieder zu Wort kommen. Der jesuiti-

sche Autor erkennt einen inneren Weg, einen geistig-geistlichen Reifungsprozess, den er auch bei großen spirituellen Meistern wie Ignatius von Loyola zu entdecken glaubt. Wer die Tagebücher von Etty Hillesum gelesen hat (hrsg. von J. G. Gaarlandt, Hamburg 2003), bekommt jedenfalls durch dieses Buch einen hermeneutischen Schlüssel in die Hand, mit dem die zahlreichen Anspielungen eingeordnet und erhellt werden können.

Zunächst wird Einblick in den psychischen Zustand der Etty Hillesum geboten. Ihr flatterhaftes Gemüt kommt zur Sprache, ihr verzweifeltes Suchen nach Sinn und Wahrheit, ihre Sehnsucht nach innerem Frieden, nach Selbsterkenntnis und Wahrhaftigkeit und vor allem nach Liebe. Sie hat einen etwa gleichaltrigen Freund, lebt mit einem älteren Mann in einer eheähnlichen Beziehung und weiß sich gleichzeitig auch erotisch angezogen von dem 27 Jahre älteren Spier, der aber bereits gebunden ist.

Immer mehr entdeckt sie auch ihre Liebe zum Schreiben und ihre schriftstellerische Kompetenz. Kenner der niederländischen Sprache zögern nicht zu sagen, dass wir uns „vor einem Höhepunkt niederländischer Literatur befinden“ (Abel Herzberg). Ihre schönsten Nächte, so notiert sie in ihrem Tagebuch, sind die Nächte, in denen sie stundenlang einfach das zu Papier bringen kann, was sie innerlich bewegt und was in ihr lebt.

In ihrem Innern aber entdeckt sie Gott. Dem will sie helfen, wie sie sagt, „dass er nicht schwindet“. Mit ihm im Herzen erträgt ETTY den Terror der Nationalsozialisten. Dabei gibt sie sich keinerlei Illusionen hin. Sie erkennt klar, was auch den niederländischen Juden bevorsteht. Sie weigert sich unterzutau-chen. Den Tod nimmt sie geistig vorweg und innerlich an; und zwar in der Hoffnung auf den rettenden Gott, in dem sie sich geborgen weiß, auch wenn man ihr das Leben nimmt. Zum Schluss hat sie unter unmenschlichen Bedingungen der Lagerhaft die seelische Kraft, „der Welt einen neuen Sinn“ anzubieten, „der aus den tiefsten Brunnen unserer Not und unserer Verzweiflung kommt.“

Wer das Buch liest und den inneren Weg von ETTY HILLESUM mitgeht, fängt unweigerlich an, in sich selbst hineinzuhorchen. Er wird sich mit sich selbst auseinandersetzen, so kritisch und konstruktiv wie es ETTY HILLESUM getan hat.

Der Autor wurde für dieses Buch, das in Brüssel bereits 1998 in französischer Sprache erschien, mit dem belgischen *Prix des Scriptorum Christiani* ausgezeichnet. Peter Knauer, ebenfalls Jesuit und em. Professor für Fundamentaltheologie in St. Georgen, ist es durch seine sorgfältige Übersetzung, bei der er auch die ursprünglich niederländischen Textpassagen neu übersetzte, zu verdanken, dass ETTY HILLESUM auch endlich im deutschsprachigen Raum bekannt wird.

Manfred Gerwing

Josef Treutlein: Großes Werkbuch Wallfahrten und Prozessionen. Im Geist von Papst Franziskus. Mit CD-ROM, Freiburg: Herder 2017, 223 Seiten.

Wer Josef Treutlein, seit 2014 Wallfahrtsseelsorger der Diözese Würzburg, kennt, weiß, dass seine inzwischen zahlreichen pastoralen Bücher (zu Themen wie Maiandachten oder Rosenkranzgebet) aus der eigenen pastoralen Praxis erwachsen sind. So ist es auch hier der Fall.

Dabei geht Treutlein im I. Kapitel (Grundsätzliches vorneweg) auf das Handwerkszeug für Wallfahrtsbegleiter/-innen ein. Es geht darum, was man bei der Vorbereitung und Durchführung von Wallfahrten und Prozessionen beachten muss. Da gibt es etwa Checklisten für die organisatorische und die inhaltliche Vorbereitung von Wallfahrten. Aus eigener Erfahrung weiß er, dass selbst bei einer so von der Tradition geprägten Veranstaltung wie einer Fronleichnamsprozession nichts mehr so ist, wie es einmal war. Treutlein stellt klar: „Die Vermutung ‚das läuft wie eh und je‘ ist falsch. Man kann heute bei einer Prozession fast nichts als selbstverständlich voraussetzen. Eine Prozessionsordnung ist unerlässlich. Die verschiedenen Gruppierungen und Fahnenabordnungen müssen wissen, wo sie sich am besten einordnen. Ordner zum Einweisen sind hilfreich. Das hat nichts mit kleinlicher Reglementierung zur tun, sondern verhilft zu einem stimmigen Gesamtbild.“ (17)

Inhaltlich lässt sich Treutlein von Papst Franziskus und seinen spirituellen Impulsen zur Erneuerung der Kirche

inspirieren. Es geht um eine Kirche, die sich bis in die Gestaltung der konkreten Lebensvollzüge hinein vom Geist Gottes führen lässt.

Es gibt z.B. Vorschläge für eine Wallfahrt im Geist von „Evangelii gaudium“ (Mit allen Sinnen geöffnet für Gottes Geist), für eine Wallfahrt oder Flurprozession im Geist der Enzyklika „Laudato si“ (Sei gelobt, Herr, durch alle deine Geschöpfe) oder für Marienwallfahrten zur „Mutter der Barmherzigkeit“.

In Kapitel III bringt Treutlein Bausteine für Wallfahrten und Prozessionen. Dazu gehören Wege und Orte der Versöhnung als Chance eines Neubeginns, Gebetsformen aus der Tradition der Kirche (wie Psalmen, Kreuzweg, Litaneien etc.), aber auch Elemente wie Aufbruch, Ankunft und Tagesrückblick.

Abgerundet wird das Werkbuch durch Liedrufe und Lieder. Treutlein hat zu altbekannten Melodien auch eine Vielzahl neuer und zeitgemäßer Texte verfasst. Man merkt, dass Treutlein seinen eigenen spirituellen Hintergrund in der Schönstatt-Bewegung hat.

Das Werkbuch ist für die praktische Anwendung gut zu empfehlen. Die Lebensnähe und zeitgemäße Orientierung, die es ausstrahlt, kann gut helfen, Wallfahrten und Prozessionen für die Menschen von heute zu gestalten.

Otto Amberger

Christian Feldmann: Menschen gegen den Hass: Porträts engagierter Juden und Christen, Kevelaer: Topos plus 2017, 215 S.

„Sieben Menschen gegen den Hass“ hat er bereits schon vor über zehn Jahren porträtiert. Nun nimmt der

deutsche Journalist und Theologe Christian Feldmann mit seiner biografischen Neuerscheinung zusätzlich 21 weitere Persönlichkeiten ins Visier: „Engagierte Juden und Christen“.

Sie sind die Leuchttürme des Widerstands gegen die Nationalsozialisten: Edith Stein, Dietrich Bonhoeffer, Elie Wiesel, Maksymilian Kolbe oder Helmut James Graf von Moltke. Für Feldmann sind es „Zeugen gegen die Mitläufer-Mentalität“. So ist es nur konsequent, dass er sein erstes Portrait im Buch mit folgendem Zitat von Sophie Scholl einleitet: „Man muss etwas machen, um selbst keine Schuld zu haben“. Die wohl prominentesten Gesichter des Widerstandes gegen die Nazis sind die Studentin Sophie und ihr Bruder Hans Scholl, Mitglieder der „Weißen Rose“. Ihre mutmaßlich global bekannte Geschichte bildet den Auftakt nicht minder interessanter, bewegender und entschlossener Werdegänge im Nationalsozialismus. Der österreichische Palottinerpater Franz Reinisch etwa war der einzige katholische Priester, der den Fahneid auf Hitler verweigerte. Dafür wurde er auf dem Fallbeil hingerichtet. Oder Leo Baeck, er war der letzte Sprecher des deutschen Judentums und der letzte Rabbiner Berlins im Dritten Reich. Bewunderer nannten ihn ehrfürchtig „Kardinal“. Seine „wache Präsenz und Autorität“ beeindruckte. Und sein Mut: Trotz aller Warnungen vor den offensichtlich lebensbedrohenden Gefahren bleibt er in Deutschland und wird in das KZ Theresienstadt deportiert. Er überlebt und hilft vielen seiner Mithäftlinge in dieser dunklen Zeit, noch Leben in sich zu spüren, weil er sich in

großer Nächstenliebe um sie kümmert und sie als „rettender Engel“ tröstet an einem Ort, der für die Gefangenen buchstäblich die Hölle war. Im KZ Dachau ist Schönstatt-Gründer Joseph Kantenich ein Fixpunkt für die Verzweifelten. Er hört zu, teilt den Inhalt seiner Päckchen mit Mithäftlingen und verhindert, dank guter Verbindungen im Lager, in einigen Fällen die Vergasung bereits Todgeweihter. Er lässt sie von der Liste streichen. Der katholische Priester kann im April 1945 das KZ verlassen und sein Werk fortführen.

Feldmann unterfüttert seine Porträts mit relevanten historischen Bezügen, biografischen Eckdaten und interessanten Bonusinformationen. So wird beispielsweise deutlich, wie schwer es den Hinterbliebenen der Widerstandskämpfer im Dritten Reich gemacht wurde. Franziska, die Frau des wegen Wehrdienstverweigerung zum Tode verurteilten Landwirts Franz Jägerstätter, kämpfte jahrelang vergeblich um eine Pension. Ihr Mann sei kein Widerstandskämpfer gewesen, sondern ein „depressiver Sonderling“, wies man sie ab.

Der Autor legt Details offen, die ein dichteres Bild der von ihm ausgesuchten Persönlichkeiten zeichnen. Er hat ein Gespür für die verschiedenen Schichten der Menschen, die er in der Aufarbeitung ihrer Geschichten skizziert: Biografie, Umfeld, politische Bildung, charakterliche Stärken und Schwächen. Es scheint möglich, den Kern dieser außergewöhnlichen Persönlichkeiten zu erfassen.

Der Autor beleuchtet die Porträtierten mit Sympathie, aber durchaus kri-

tisch. Der Leser spürt, dass er sich mit den beschriebenen Menschen und ihren Schicksalen auseinandersetzt, auf einer Gefühlsebene, die ein genaueres Hinsehen jedoch zulässt. Er beschränkt sich dennoch dabei auf das Wesentliche, erzählt klar und strukturiert.

Christian Feldmann hat sich in seiner Neuerscheinung mit insgesamt 29 Menschen beschäftigt, die „gegen den Hass“ im Nationalsozialismus auf vielfältige Weise aktiv wurden. Acht bereits portraitierte Persönlichkeiten aus seinem 2006 erschienen Buch „Sieben Menschen gegen Hass“ schaffen es auch in diese Sammlung beeindruckender Biografien im Dritten Reich. Zu Recht, denn die Geschichten dieser besonderen Menschen dürfen nicht vergessen werden. Sie waren unverzichtbare Zeugen im Kampf gegen den Hass.

Angela Marlier

Miroslav Volf: Zusammen wachsen. Globalisierung braucht Religion, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2017, 336 S.

Wer in den Danksagungen (S.11-16) die Seminare und Kongresse liest, die die Voraussetzungen für dieses Buch lieferten, der ahnt, dass es sich bei diesem Buch um keinen intellektuellen Schnellschuss aus der Hüfte handelt. Da ist lange diskutiert worden, bis das Ergebnis dieses Verdichtungsprozesses vorgelegt werden konnte.

Was Jeremy Rifkin für die Politik, das ist Miroslav Volf für die Theologie. Schon in seinem vorher veröffentlichten Werk (Von der Ausgrenzung zur Umarmung) erwies sich Volf als profunder

Kenner von Zeitenstimmen. Den Anspruch an sich selbst formuliert er so:

„Zu den Zielen dieses Buches gehört es, Licht darauf zu werfen, wie Religionen und Globalisierung einander seit Jahrhunderten beeinflusst haben.“ (17f) Daraus ergibt sich, dass er die rechtlichen, ökologischen und technologischen Dimensionen der Globalisierung nicht ausführlich behandeln will. (19) Seine Grundüberzeugung formuliert er so: „Marktgesteuerte Globalisierung in Verbindung mit den Naturwissenschaften und der Technologie und eine Globalisierung, die von den Religionen gestaltet wird, sind keine einander ausschließenden Alternativen und müssen nicht miteinander in Konkurrenz treten. Die Religionen können ihren eigenen Beitrag leisten, ohne den Wert von Naturwissenschaften und Technologie zu schmälern.“ (105) Auch wenn Volf als Christ schreibt, hofft er doch, dass Vertreter anderer Weltreligionen seine Gedanken und Vorschläge, „wie sich die Weltreligionen in einer einzigen Welt voller gegenseitiger Verbundenheiten und Abhängigkeiten konstruktiv zur Globalisierung und zu einander verhalten können“, (39) aufgreifen. Volf entwickelt folgende Thesen: „1. Obwohl Religionen häufig Gewalt legitimieren und manchmal den Fortschritt von Wissenschaft und Technologie behindern, sind sie nicht einfach nur Sand im Getriebe der Globalisierungsprozesse, wie einige nichtreligiöse Menschen befürchten.

2. Nur weil sie Visionen des Zusammen-Wachsens artikulieren, deren Kern letztendlich die Verbundenheit mit dem Göttlichen bildet, sind die Weltreligionen jedoch auch nicht nur Schmier-

stoff im Getriebe der Globalisierung, wie andere glauben.

3. Die Globalisierung wird nur dann in der Lage sein, ihren Beitrag zur ‚Verbesserung des Zustands der Welt‘ zu leisten, wenn sie von den Visionen des menschlichen Wachstums getrieben und von einem moralischen Rahmen gehalten wird.

4. Obwohl es bei der marktgesteuerten Globalisierung hauptsächlich um ‚Brot‘ geht, muss sie nicht unbedingt eine Kraft sein, die ein spirituelles Leben nur untergräbt und die Menschen dahin drängt, vom Brot allein zu leben, wie viele religiöse Führer es befürchten.

5. Vorausgesetzt, die Globalisierungsprozesse werden gut geleitet, dann können sie ein Mittel sein, Ziele zu erreichen, die sich im Einklang mit menschlichem Wachstum befinden, die die Menschheit vereinigen und sicherstellen, dass alle ein gutes Leben führen können.

6. Die Globalisierung kann dabei helfen, die Weltreligionen von besorgniserregenden Bündnissen mit einer bestimmten Gemeinschaftsidentität und Politik zu befreien. sie kann die Weltreligionen dazu zwingen, ihre authentische Universalität wiederzuentdecken.“ (43)

Der zweite Teil des Buches erhärtet folgende Thesen:

1. Starke religiöse Verpflichtungen gegenüber transzendenten Zielen müssen keine Intoleranz hervorbringen, sondern können und werden Toleranz und sogar Respekt vor Menschen anderer Glaubens oder keinen Glaubens unterstützen.

2. Religiöse Exklusivisten - also Menschen, die glauben, dass nur ihre Religion wahr ist – müssen nicht zwangsläufig autoritäre oder totalitäre Regierungsformen befürworten, sondern können aktive politische Pluralisten sein und sind dies historisch in einigen Fällen auch gewesen.

3. Weltreligionen sind nicht „von Natur aus“ gewalttätig. Sie sind mit politischer Macht eng verbunden und wirken identitätsstiftend. Das sind die wesentlichen Gründe dafür, wenn sie gewalttätig werden. Aber das ist für die Weltreligion „unnatürlich“. Die Weltreligionen haben sich immer und werden sich auch weiterhin für Versöhnung und gerechten Frieden einsetzen.“ (44)

Angesichts des im deutschen Sprachraum geführten Diskurses über den Gewalt- und Intoleranzverdacht der monotheistischen Religionen (Martin Walser, Michael Houellebecq, José Saramago als Schriftsteller, Peter Sloterdijk und Ulrich Beck als Intellektuelle), der durch den Heidelberger Ägyptologen Jan Assmann (*Die Mosaische Unterscheidung oder Der Preis des Monotheismus*. Hanser, München 2003) an Intensität gewonnen hat, wirkt es für Betroffene, also für mich als Angehöriger des christlichen Glaubens, befreiend, dass Volf sowohl heutige Möglichkeiten wie historische Wirklichkeiten aufzeigt, wie und dass religiöse Exklusivität und politische Pluralität zusammen geht. – Dieser Diskurs wird von Volf gestreift. Ausführlich setzt sich Volf mit dem Gedankengut und dem Schicksal des Puritaners Roger Williams (1603-1683) auseinander. Dieser schrieb 1644: „Es ist der Wille und Be-

fehl Gottes, dass seit der Ankunft seines Sohnes Jesus Christus die heidnischen, jüdischen, türkischen oder anti-christlichen Gewissen und Verehrungen in allen Nationen und Ländern erlaubt sind. Man darf gegen sie nur mit jenem Schwert kämpfen, das allein in der Frage der Seele siegreich sein kann, nämlich mit dem Schwert des Geistes Gottes, mit dem Wort Gottes.“ (zit. S.186) Dass Williams aus seiner ursprünglichen Predigerstelle in einer Einwandererkolonie verbannt wurde und eine eigene, neue Kolonie gründete, macht deutlich, wie fremdartig für Christen die Trennung von Glaube und Gemeinwesen gewirkt haben muss. Der mit seinen Eltern aus Montenegro geflohene spätere britische Historiker John Plamenatz (+1975) schrieb rückblickend auf das geistige Ringen um Religionsfreiheit im 17. Jh.: „Die Freiheit des Gewissens wurde weder aus Gleichgültigkeit heraus geboren, noch aus Skepsis, noch aus einfacher geistiger Offenheit, sondern aus dem Glauben heraus. Weil der Glaube so überaus wichtig ist, muss es allen Menschen erlaubt sein, nach dem Glauben zu leben, den sie für wahr halten.“ (S.188f)

Im Blick auf den interreligiösen Horizont, der uns allen ganz nah gerückt ist, ist Volfs Analyse und Perspektive ein anspruchsvolles und Zukunft eröffnendes Werk. Seine bestechende Logik nimmt den Leser mit und macht deutlich, dass Frieden nicht mit dem Preis des Relativismus erkaufte werden muss, sondern in jeder Weltreligion der Respekt vor der Freiheit des Einzelnen seine originäre Heimat hat.

Elmar Busse